D IV 4135

Landesbibliothek Coburg (70)

022001766445

17439.

DIV4

35

Coburger Landes= Bücherei

Ueber deutsche Runen.

Von

Wilhelm Carl Grimm.

Mit eilf Kupfertafeln.

H.S.C. BIBLIOTHEK COBURG

Göttingen.
In der Dieterichschen Buchhandlung.
1821.

Inhalt.

		Seite
1.	Vorbemerkungen. . . .	3
2.	Zeit des Tacitus. . . .	30
3.	Gothische Schrift des Ulfilas. .	38
4.	Buchstaben des fränkischen Königs Chilperich.	52
5.	Stelle des Venantius Fortunatus.	61
6.	Rune, das Wort. . . .	67
7.	Schrift im achten und neunten Jahrhundert. . . .	74
8.	Runen des Hrabanus Maurus. .	79
9.	Vergleichung der deutschen und nordischen Runen. . . .	89
10.	Vergleichung der deutschen und angelsächs. Runen. . . .	94
11.	Runen-Namen in einer Handschrift zu Wien.	106
12.	Runen in einer Handschrift zu St. Gallen.	106
13.	Runen in einer Handschrift aus Tegernsee.	111
14.	Runen des Beda. . . .	116

Seite

15. Uebereinstimmung der St. Galler und angelsächs. Runen. ; ; 120
16. Abstammung und Verwandtschaft der nord. deutschen und angels. Runen. 124
17. Runen bei Isidor. ; ; ; 137
18. Markomannische Runen. ; ; 149
19. Verhältniß der altsächs. und nordischen Runen. ; ; ; ; 159
20. Angelsächsische Denkmäler. ; ; 163
21. Nordische Denkmäler. ; ; ; 171
22. Runen auf dem Löwen zu Venedig. 209

Beilagen.

A. Angelsächsisches Gedicht über die Runen-Namen. ; ; ; 217
B. Nordisches Gedicht über die Runen-Namen. ; ; ; ; 246

Anhang.

I. Steine mit Zeichen aus heidnischen Grabhügeln. ; ; ; 255
II. Weissagung aus Baumzweigen. ; 296
III. Altes Denkmal aus christlicher Zeit. ; ; ; ; ; 321

Ueber
deutsche Runen.

I.

Vorbemerkungen.

Die Entstehung der Buchstabenschrift liegt, wie weit auch die Untersuchungen bereits sind geführt worden, noch immer im Dunkeln. Eine Darstellung der Sprachlaute durch Zeichen ist auch an sich so bewunderungswürdig, in ihrer Wirkung so unberechenbar, daß es uns nicht auffallen kann, wenn Völker, die zum erstenmal die Schrift kennen lernten, wie die Amerikaner, darin eine Zauberei erblickten, oder andere, welche Natur und Wesen derselben beachteten, wie, nach Georgi, die Tibetaner, glaubten, die Buchstaben seyen gleich Sonnenstrahlen aus der göttlichen Substanz geflossen. Scharfsinnige und ge-

lehrte Männer, wie vornehmlich Zoega und Hug, haben die Vermuthung aufgestellt, daß das Alphabet, dessen Erfindung den Aegyptiern mit Recht zugeschrieben werde, aus den Hieroglyphen sich allmälig entwickelt *). Es wird angenommen, dieser Weg sey langsam zurückgelegt und der menschliche Geist nur von einer Stufe zur andern dabei fortgeschritten. Wie man Gedanken in Worte, Worte in Sylben, diese in Laute nach und nach abgesondert, so habe man in gleicher Folge statt der Gedanken Worte, dann statt der Worte Sylben, endlich blose Buchstaben gemahlt. Diese Ansicht hat auf den ersten Blick etwas natürliches und einladendes, doch muß man zugeben, daß

*) Eine schätzbare Zusammenstellung und Beurtheilung der verschiedenen bisher geäußerten Meinungen über diesen Gegenstand hat Welcker geliefert in Zoega's Leben, Th. II. wo er von dem Werk über die Obelisken handelt.

der schwierige Punct, auf den es eigentlich ankommt, wie nämlich das Bild eines Dinges oder Zeichen eines Begriffs in das Zeichen eines Lauts übergegangen sey, mehr versteckt als aufgeklärt werde. Man ist zufrieden, wenn man für einzelne Fälle die Möglichkeit des Uebergangs nachweisen kann und dazu sind die phonetischen Hieroglyphen, eine besondere, aber gerade die jüngste Art, mit der uns Horapollo bekannt mach', behülflich. Indem sie nämlich auf den ähnlichen Klang im Namen zweier verschiedenen Begriffe achteten, nahmen sie das Bild des einen etwa des sinnlichen, um den anderen, übersinnlichen, damit zu bezeichnen. Das gewöhnliche Beispiel ist der Habicht, welcher, da der Laut seines Namens zugleich auch die Seele bezeichnete, nun als Hieroglyphe die Seele bedeutete. Läßt man dieser Bezeichnungen eine Anzahl auffinden und sich in den Hieroglyphen anhäufen und dann einen Einzelnen aufstehen, der sie heraus-

zieht und ablöst als eine eigene Schrift, auch die unbequeme Maße ordnet und in Sylben zertheilt; hernach einen zweiten, der daraus die einzelnen Buchstaben durch Scheidung gewinnt und endlich einen dritten, der zur Erkenntniß der einfachen Grundlaute der Sprache gelangt; so nimmt man in der Hauptsache dennoch gewaltsame Sprünge an, wenn man sie auch unter verschiedene vertheilt oder durch lange Zwischenräume trennt. Die andere Meinung, nach welcher es dem blosen Nachdenken und Tiefsinn eines Einzelnen gleich gelungen wäre, das Alphabet zu erfinden, faßt dasselbe nur auf Einmal; es mögen nun, wie Hug glaubt, die Hieroglyphen Veranlassung zu diesem Nachsinnen gegeben und daher Einfluß auf die Gestalt und Namen der Buchstaben gehabt haben, oder die Erfindung ganz unabhängig gemacht seyn. Diese Ansicht hat mit einer dritten, daß ein Mensch von göttlichem Geist angehaucht,

wie jener Theut des Plato, gleich vollkommene Einsicht in die Sache gehabt, doch den Vorzug gemein, daß sie aus einem lebendigen Anfang oder Mittelpunct die Buchstabenschrift hervorgehen läßt, während nach der zuerst angedeuteten Zoega's, der menschliche Geist auf äußerlichem Weg und nur durch glückliche Zufälle darauf geführt wäre.

Die Geschichte zeigt uns sehr verschiedenartige Zustände. Um nur einiges zu berühren, so bestand in dem alten Aegypten, wie schon Herodot sagt *), beides neben einander, eine geheime, heilig genannte Hieroglyphenschrift und eine Buchstabenschrift und zwar nach Zoega in doppelter Form, indem es ein gemeines, dürftigeres Alphabet und ein priesterliches gab, welches dieselben Zeichen hatte, aber zierlicher und mit Accenten und Zügen

*) Vergl. über die Stelle Creuzer in den commentatt. herodot. I. § 27. p. 375 sq. Zoega de obelisce. p. 423.

ausgestattet war. Die Griechen dagegen hatten zuerst ein engeres, das aber späterhin erweitert wurde. Bei der Entdeckung von Amerika war nach Humboldt *) der Gebrauch der Bilderschrift in Mexiko so ausgebreitet, daß tausende mit der Verfertigung derselben sich beschäftigten, allein es fand sich hier so wenig, als bei andern amerikanischen Völkern eine Spur von Kenntniß der Buchstaben. Gleichwohl war der Zustand dort in keiner Weise roh zu nennen, im Gegentheil, es hatten bereits nicht mehr blose Sitten, sondern ausgesprochene Gesetze alle Verhältnisse selbst die geringfügigsten des Privatlebens fest bestimmt. Bei den Chinesen, wo, auf ähnliche Art, eine erstarrte Verfeinerung das Leben niederdrückt, hat die Idee der Buchstaben keinen Eingang gefunden und ihre Schrift enthält noch jetzt blose Begriffszeichen; sie scheint dort die Natur weiter fortgebildeter Hieroglyphen zu ha-

*) Monumens de l'Amérique pl. XIII.

ben, wiewohl es bei der Entstellung ihrer Chiffern unmöglich seyn wird zu entscheiden, ob diese aus bildlichen oder blos willkürlichen Zeichen entstanden sind.

Durch die Ausbildung der Sprache scheint mir, gegen die gewöhnliche Meinung, die Buchstabenschrift nicht nothwendig herbeigeführt, noch auch, umgekehrt, jene von dieser abhängig zu seyn. Die Sprache könnte sogar in allen Richtungen auf das Feinste gegliedert bestehen, ohne daß sie zugleich geschrieben würde, gerade wie grammatische Untersuchungen sie nicht aufbauen. Gleichwohl ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Volk mit einer edlen und reichen Sprache begabt, ganz ohne Kenntniß der Buchstaben sollte geblieben seyn. Zu Ulfilas Zeit war die Schrift unter den Gothen gewiß nicht allgemein verbreitet, und doch stand ihre Sprache in Hinsicht auf Reichthum der Formen, überhaupt der innern Ausbildung nach, in lebendiger Blüthe. Hierdurch

wird aber auf der andern Seite nicht jeder Einfluß der einmal vorhandenen Schrift auf die Sprache abgeleugnet.

So viel ist gewiß, in den frühsten Zeiten war schon die Buchstabenschrift bekannt und die ältesten Urkunden reden davon. Zoega glaubt, daß sie bereits vor Moses unter den Pharaonen da gewesen, auch Hug schreibt ihr ein Kadmeisches Alter zu. In Indien hat man Inschriften auf Denkmälern entdeckt, deren Erbauung über alle Perioden der indischen Geschichte hinausgeht. Sie scheint auch anfänglich etwas Geheimes und heilig Gehaltenes gewesen zu seyn, dessen Gebrauch nur einer mit besondern Vorzügen ausgestatteten Kaste erlaubt war. Erst nach und nach mag sie sich ausgebreitet haben, in dem Grade, in welchem wachsende Bildung die Unterschiede der Kasten geringer machte. Wo, wie in Indien, die Scheidewände unübersteiglich sind, wird sie immer blos in den Händen der Höhe-

ren bleiben; in dem alten Aegypten erklärt sich daher gar wohl das Nebeneinanderbestehen verschiedener Schriftarten.

Da aber Zusammenhang und Fortpflanzung im Geistigen so nöthig ist als im Leiblichen, so dürfte man schon voraussetzen, wenn es nicht besondere Sagen ausdrücklich bestätigten, daß die Buchstabenschrift den Völkern, gleich dem Mythus, durch Ueberlieferung zugekommen wäre. Das wichtigste Beispiel ist uns hier jene unleugbare Verwandtschaft der phönicischen, altgriechischen, etrurischen, celtiberischen, römischen, gothischen und runischen Buchstaben, die bei einer leichten Vergleichung in die Augen fällt und zu der Annahme eines frühern, allen diesen zu Grund liegenden Alphabets nöthigt. Wenn im Runacapitule gesagt wird, daß Odin selbst Urheber der Runen gewesen *), so kann gar wohl Wahrheit darin

*) "Nam ek up rúnar" sagt er selbst von sich.

liegen; nur darf man sich die Verschiedenheit des Runenalphabets von jenen andern nicht als eine vorsätzlich eingeführte denken, vielmehr ist sie natürlich und von selbst entstanden. Ueberhaupt muß man sich niemals die Vorstellung von einem rohen Abborgen und Herüberholen machen.

Man kann drei Perioden in der Ausbildung des Alphabets unterscheiden. Zuerst liefert es nur die nöthigsten Zeichen, gebraucht auch für verschiedene Laute eins und dasselbe, zumal bei Vocalen. In der folgenden Zeit wird es erweitert und dem hauptsächlichsten Mangel abgeholfen. Die Sage weiß auch wohl denjenigen zu nennen, der die spätern Buchstaben hinzugefügt oder erfunden hat. Wie bei den Griechen Palamedes das alte Kadmeische Alphabet von sechszehn Buchstaben mit vier neuen vermehrte, gerade so behauptet eine, geschichtlich unhaltbare, Sage im Norden, daß den sechszehn alten Runen ein König Waldemar die vier punctirten

zugefügt habe. Endlich tritt noch eine Periode ein, wo man das Alphabet wieder zu vereinfachen und auf Grundlaute zurückzuführen bemüht ist.

Das erste, dürftigere, pflegt in die Zeit zu fallen, wo die Sprache, wie ein gesunder Baum, noch wenig abgedorrte Spitzen hat und in allen Zweigen und Aesten frisch grünt, wo daher der Gedanke jene reiche Mannigfaltigkeit der Laute vollständig zu fassen nicht aufkommen kann. Die Buchstaben suchen nur dem Ausdruck derselben sich zu nähern und wollen nur andeuten, weshalb auch noch Sylbenzeichen können eingemischt werden. Es ist jene Zurückhaltung und Bescheidenheit, womit in der ersten Zeit der menschliche Geist die nicht zu ergründende Natur anzurühren pflegt. Man kann insofern die Sprache der epischen Poesie damit vergleichen, als diese im Verhältniß zu der wohl gefühlten Macht und Gewalt ihres Gegenstands und bei aller Eindringlichkeit doch unvoll-

ståndig, selbst unbeholfen erscheint. Die Enge des alten Runenalphabets von sechszehn Buchstaben zeugt daher gerade für die Originalität desselben, das heißt hier: Unabhängigkeit von einem vollständigern System. Merkwürdiger Weise fehlt ihm der vermittelnde Vocal E, in welchen die germanischen Sprachen verschiedenartige Vocallaute nach und nach auflösten, und er wird gewöhnlich durch I oder auch (wie im Tryggevelde-Monument) durch A ausgedrückt; H wird manchmal (in schwedischen Runensteinen) für G, GH gesetzt und steht im snoldelevischen Stein für A und E. Das Zeichen für das R am Ende eines Worts, soviel als UR, steht in der Mitte auch für Y und scheint auf der gewiß alten Ansicht zu beruhen, wornach man blos den Consonant aufschrieb. Das U bezeichnet sonst noch die Vocale O und Y, die Mittellaute AE, AU und EY, selbst den Consonant V und F. Offenbar sah man in den Vocalen nur einen einzigen

Laut, gerade wie bei der Alliteration, dessen verschiedene Zeichen man verwechseln könnte, weil die besondere Mischung, die gemeint wäre, doch bei Kenntniß der Sprache müßte herausgefunden oder sogleich gefühlt werden. Analog wäre in altgriechischen Inschriften, das O für OY, so wie in den ältesten Handschriften des Homer OY, Ω und O nur einen Buchstab hat und das Metrum allein die Verschiedenheit der drei Laute anzeigt.

Kommt es zu dem Gebrauch des vollständigeren Alphabets, so ist durch die bereits in ihrer innern Beweglichkeit gesunkene, eben durch die Schrift mehr festgestellte Sprache, schon eher ein Gleichgewicht entstanden. Die Zeichen versuchen es über den Laut Meister zu werden; es gelingt in einem gewissen Grade, nicht weil man die Anzahl der Zeichen vergrößert hat, denn dieser Vortheil ist nicht so bedeutend, sondern weil die Laute von ihrer lebendigen Mannigfaltigkeit verloren

haben und viele feine Unterschiede vermischt oder ganz aufgegeben sind. In welches Gedränge geräth das vollständigste Alphabet mit allen noch etwa willkürlich zu Hülfe genommenen Zeichen, wenn es eine, durch keine Schrift befestigte, noch in vollem Saft stehende Mundart ausdrücken soll. Wer Hebels allemannische Gedichte, die östreichischen Lieder von Schottky, die Proben schweizerischer Mundarten in Stalders Dialectologie aussprechen will, muß diese Sprachen nothwendig aus dem Leben selbst kennen; und so werden wir auch von dieser Seite auf den Satz hingewiesen, daß man nur seine Muttersprache ganz inne haben kann. Das große griechische Alphabet scheint jenen mittlern Zustand am vollkommensten darzustellen, doch im H vermuthet man, sind zwei verschiedene Laute zusammengeflossen, und die Aussprache von Φ und X so wie der Diphthonge liegt im Dunkeln, wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als

weil sie schon ursprünglich etwas schwankendes hatten und dasselbe Zeichen verschiedene nur nah verwandte Laute umfaßte.

Die dritte Periode tritt ein, wenn die Schrift immer weiter um sich greift und die lebendige Rede verdrängt, auch statt des lauten ein stummes Lesen überhand nimmt. Dann verliert jenes angeborne, feine Gefühl für die Natur der Sprache seine glückliche Sicherheit. Man erkennt nicht mehr den (von dem nichtschreibenden Volk fester gehaltenen) Unterschied ähnlicher Laute und gebraucht für verschiedene ein einziges Zeichen; so hat, wie schon vorhin angemerkt ist, unser E immer weiter um sich gegriffen und andere Vocale in sich aufgenommen. Wenn einmal kann bestimmt werden, welche Dichter im Mittelalter selbst niederschrieben und welche dictirten, denn beides hat statt gefunden, so wird sich wahrscheinlich ein Unterschied in der

Sprache erkennen lassen, und zwar wird man diesen nicht blos eine größern Freiheit in der Behandlung überhaupt, sondern auch ein feineres Gehör für die Verschiedenheit verwandter Laute, das sich vorzüglich in dem Reim offenbart, beilegen müssen. Was in diesem Herabsinken von selbst sich macht, muß man sich gefallen lassen und wird von einer andern Seite vergütet. Aber wie endlich Versuche entstehen, die in ihrem innern Bau gestörte Sprache zu meistern und regelrecht zu machen, oder wenigstens was aus früherer Zeit stehen geblieben, aber nicht sogleich verständlich ist, wegzuschneiden; so denkt man in ähnlichen grundlosen Betrachtungen daran, Buchstaben, die man überflüssige nennt, gewaltsam wegzuschaffen. Solche Versuche scheitern freilich im Ganzen an dem gesunden Sinn, lassen aber immer nachtheilige Spuren zurück. Man könnte geschichtlich zeigen, daß unsere Schrift den Worten nach und nach Buch-

staben entzieht, während Menschen, die sich wenig damit abgeben, Ungebildete, Frauen, sie noch reichlicher anwenden, und dem natürlichen Laut näher zu kommen suchen. Achtungswerther würde ein jenen Versuchen entgegengesetztes Bestreben seyn, welches die aus geschichtlichen Untersuchungen gewonnene Einsicht in die Sprachlaute anwendete, um darnach das Alphabet zu berichtigen und zu vervollständigen. Theilweise wird es gelingen und von gutem Erfolg seyn, allein da manches in jener Erkenntniß der Sprachlaute selbst zweifelhaft bleiben muß, ebenso oft unentschieden, wie weit das vollständigere alte noch vorhanden und wo es als ganz verloren und abgestorben zu betrachten ist; so wird es schwer zu einer allgemeinen Vereinigung über das, was noch zulässig ist, kommen und der Versuch nur dienen, die Ansicht des Einzelnen deutlich zu machen. Man geräth auch wohl auf den Abweg, zu vergessen,

daß die Buchstaben nur andeuten nicht erschöpfen können; indem man aber alles erfassen und die feinsten Unterscheidungen durch Zeichen festsetzen will, überlädt man das Alphabet und liefert eine für den Leser und Schreiber nur mit Mühe zu handhabende Reihe von Zeichen.

Das Verhältniß der Zeichen zu den Lauten wird noch viel verwickelter, wenn das Alphabet eines nicht verwandten Völkerstammes herübergenommen wird. Man hat dann Zeichen für Laute, die nicht da sind, dagegen fehlen sie für die eigenthümlichen. Wie groß mag die Schwierigkeit seyn, das lateinische Alphabet bei der mexikanischen Sprache, der es die Spanier überlieferten, anzuwenden. Wir Deutsche haben damit freilich ein verwandtes angenommen und darum weniger als andere Ursache zu klagen, doch fehlte, um nur eins zu bemerken, für den Laut des W ein Zeichen

und bekanntlich klagte schon Otfried, wie schwer es falle, ihn auszudrücken. Es liegt aber in dem Gang der menschlichen Bildung, daß wir für den überraschenden Gewinn, den wir aus der Berührung mit andern Völkern ziehen, etwas von dem eigenen Gut aufgeben müssen. So ist uns das lateinische Alphabet zugleich mit jenem bedeutenden Theil römischer Bildung zugekommen und wir müssen es ertragen, obgleich zu vermuthen wäre, daß ein eigenthümlich deutsches sich der Sprache angemeßner zeigen würde.

Bei diesen verschiedenartigen Zuständen liegt die Frage nah: wie wir uns die Entstehung der Schrift ohne äußere Einwirkungen am natürlichsten denken? Das sinnlichste aber und darum das natürlichste Mittel, den Gedanken, das ausgesprochene Wort, festzuhalten und mitzutheilen, ist gewiß ein bloses Zeichen, es sey nun der Nagel der Römer, die Quippus der Peruvianer, das Kerbholz, wie es noch

jetzt der Schrift Unkundige gebrauchen, oder was sonst gewählt wird. Später oder gleichzeitig damit, je nachdem die Naturanlagen größer oder geringer sind, ist eine bildliche Vorstellung, sie mag nun vollständig seyn oder nur einen Theil abbilden wollen: kurz, was man kyriologische Schrift, Hieroglyphen nennt. Beides kann auch vereinigt seyn, Bild und Zeichen, wie in einigen mexikanischen Darstellungen bei Humboldt, oder das Bild kann in ein bloses Zeichen ausarten. Das Symbol, das nicht beschreibt, sondern bedeutet, ist nicht damit zu verwechseln: es entspringt aus einer ganz andern Wurzel und höhern Geisteskraft und ist in seiner Natur bereits trefflich erläutert. In welcher Richtung aber die Zeichen oder die kyriologische Schrift immer auch sich entwickeln, es liegt in Beziehung auf die Sprache eine Ansicht zu Grund, wornach das Wort als blose gegebene Form betrachtet wird, die einmal ihre Bedeutung besitzt. Diese

auszudrücken wählt der Verstand etwas, das daran erinnert, indem es die Sache selbst vorzustellen sucht, oder ein bloses Zeichen (σημεῖον). Es kann dabei natürlich eine große Mannigfaltigkeit statt finden, sogar eine ganze Ideenreihe durch ein einziges Zeichen ausgedrückt werden; dies ändert indessen nicht die Grundansicht, die ich eine äußerliche nenne und der ich eine innere entgegenstelle. Diese fühlt die Seele der Sprache, und sieht etwas in sich begründetes und lebendes, von menschlicher Willkür unabhängiges darin; in dem einzelnen Wort erkennt sie das zu einem Ganzen gehörige Glied, nicht blos eine mit einer Bedeutung ausgestattete, an sich leblose Form. Hier entspringt das Bedürfniß der eigentlichen Buchstaben, welche die lebendigen Laute andeuten und das tönende Wort wiederum hervorwachsen und sich bilden lassen.

Ob man nun von einer Erfindung der Buchstaben wie von andern bekannten, im Lauf der Jahrhunderte gemachten Erfindungen des menschlichen Verstandes, der einen glücklichen darauf hinleitenden Zufall benutzte, reden könne, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Widerspricht doch schon Diodor von Sicilien der verbreiteten Meinung von einer ursprünglichen Erfindung bei den Phöniciern und nimmt an, was auch viel angemessener scheint, daß sie nur die Form der Buchstaben verändert hätten. Daß wir sie bereits in den ältesten Zeiten antreffen, dabei sichtbar eine Ueberlieferung, wie bei allem geistigen Besitz gewaltet hat, die auf ein verlorenes Vorbild und die ursprüngliche Einheit verschiedenartiger Ausstrahlungen hinweist; ferner die zu Grund liegende Ansicht, die das Lebendige der Sprache anerkennt, zu welcher der Verstand Einzelner so frühe schwerlich gedrungen wäre; das alles scheint mir für eine

solche Meinung nicht zu sprechen. Vielleicht wird man so wenig einen Gründer des Alphabets als einen Gründer der Grammatik annehmen können. Und wenn wir ferner bemerken, daß die Buchstabenschrift vorzugsweise nur bei Völkern der edlern Stämme einheimisch war, das heißt bei denen, in welchen ein tieferes Bewußtseyn des geistigen Lebens ruhte, so darf man wohl vermuthen, daß sie wie der Anfang aller höhern Erkenntniß einer Zeit zugehöre, bis zu welcher menschliche Forschungen nicht zurückschreiten können. Besaß man die Idee der Buchstaben, so war für die äußere Gestalt derselben leicht gesorgt; darauf, könnte man wohl glauben, hätten Bilder und Hieroglyphen eingewirkt, allein bei der Entstellung derselben wird die Vermuthung äußerst schwankend bleiben *).

---

*) Verschiedene Meinungen über das, was durch die Form der Buchstaben bezeichnet

Die Zeichenschrift dagegen ist eine ganz gewöhnliche Erfindung und zwar eine so leichte, daß sich kaum ein Volk denken läßt, das nicht zu irgend einem Zweck darauf verfallen wäre. Im Homer*) kommen, gewiß nach uralter Sitte, Täflein vor, auf die böse Zeichen geritzt sind, dem der sie bringt unverständlich und verderblich. Eine Ueberlieferung ist dabei nicht nöthig, jedes Volk wird auf eine verschiedene Weise nach seinen Bedürfnissen die Zeichen einrichten. Ihr Verständniß kann leicht verloren gehen, während sich die Buchstabenschrift, solange die Kenntniß der Sprache selbst fortdauert, immer wird enträthseln lassen.

Indessen, so bestimmt sich beide Richtungen in ihrem Ursprunge trennen, es gibt dennoch Puncte, wo sie äußerlich sich berühren und in einander überzugehn

---

werde, sind zusammengestellt in Welckers Zoega II. 171.

*) Il. VI. 168. 178.

scheinen. Eine geschichtliche Betrachtung zeigt, daß bei größerer und freierer Entwicklung der Geisteskraft das Organische, gleichsam Pflanzenhafte der Sprache gradweise untergeht, während ihre Mannigfaltigkeit im Styl, ihr Reichthum in dem Ausdruck der kühnsten Gedanken zunimmt. Es erwächst ihr gleichsam ein fester Stamm und es scheint, wenn man so sagen darf, ein erstarktes, hartes Holz nöthig, um auf der Spitze die weiche und zarte Blüthe hervor zu treiben. Wörter, die das zunächst liegende begreifen, erstarren am ersten in ihrer Form: wie z. B. in den meisten germanischen Sprachen die Ausdrücke Vater, Mutter, Bruder, Schwester, das nordische mär (virgo) schon in den frühsten Denkmälern als unveränderlich sich darstellen und alle Biegungskraft verloren haben; gerade so wachsen auch bei sicherm, ganz frei gewordenen Gebrauch die Buchstaben zu scheinbar willkürlichen Zeichen zusammen.

Der Geist möchte den Begriff, dessen er völlig Herr geworden, gern auf das kürzeste ausdrücken und wie die Fessel der Sprachformen so auch das Hemmende der genauen Schriftzüge abwerfen. Die Leichtigkeit, das Eilende und Kecke in unserer Currentschrift bildet einen sehr sprechenden Gegensatz zu den alten Uncialbuchstaben mit ihrer eckigen und schweren, aber festen und sichern Gestalt. Sie waren gleichförmig und es ließ sich daraus kein Schluß auf den besondern Geist und die Eigenthümlichkeit des Schreibers machen, wie es in unserer Zeit, wo die Handschrift eines jeden Einzelnen eine Verschiedenheit zeigt, gar wohl möglich ist. Die Schrift eines geistreichen, aber einseitigen Menschen pflegt oft so zu verschwimmen, daß es ein Wunder scheint, wenn wir sie, und gar mit Leichtigkeit, lesen lernen, allein das Organische darin ist uns immer wieder behülflich. Etwas analoges liegt in der schnellen und accentlosen Aus-

sprache der höhern Stände im Gegensatz zu der langsamen und singenden des Landmannes und ohne Zweifel auch der frühern Zeit. Wir neigen uns in der Schrift sichtbar zu Abbreviaturen (deren gleichwohl einige schon im Ulfilas vorkommen), die endlich wie ganz willkürlich angenommene Zeichen erscheinen müssen, ohne eine Spur ihres lebendigen Ursprungs zu verrathen *). Aehnlich ist die Entstellung der an sich immer bedeutenden Eigennamen, die aus völliger Sicherheit bei dem Gebrauch entspringt. Der Mangel an Gefühl von dem Leben der Sprache, so wie die völlige Aufnahme des Begriffs in den Geist führen demnach scheinbar zu demselben Punct. In einer beseelten Mitte liegt aber das Rechte.

*) Bekanntlich häufen sie sich erst in den spätern Handschriften und die Schrift ist so gut als die Sprache (einzelne Prachtstücke ausgenommen) in ihrer Form gesunken.

2.

Zeit des Tacitus.

Das bisher bemerkte mußte einer ausführlicheren Untersuchung über die eigenthümliche Buchstabenschrift der Deutschen vorangehen. Es läßt sich keine Gewißheit geben, ob diese schon in frühster Zeit und als Tacitus schrieb, bekannt war. Tacitus sagt (Germ. 19.), wie es scheint, sehr deutlich: litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant. Ich übergehe die vielen zum Theil seltsamen Erklärungen dieser Stelle, worüber man Nachweisungen in Adelungs ältester Geschichte der Deutschen S. 373–80. findet. Er selbst versteht jene Worte im weitesten Sinne und spricht den Deutschen alle Kunde der Schrift ab, und zwar wegen ihrer Rohheit und des gänzlichen Mangels an Bildung. Gerade dieser Grund ist aber nicht anwendbar, denn ein Volk, bei

dem sich Priester, ein Adel, das Ansehen des Familienvaters, historische Lieder, überhaupt feste und reine Sitten finden, lebt in keinem Zustand von Rohheit und Wildheit, wie er dort geschildert wird. Das Volk, und dieses wird, wie es mir scheint, unter dem Ausdruck: viri pariter ac feminae begriffen, schrieb nicht, so viel ist gewiß; oder die Schrift war nicht unter ihm verbreitet. Wenn man die Stelle im Zusammenhang liest, so ist deutlich, daß Tacitus auch nur gerade soviel, nicht mehr hat sagen wollen. Er beschreibt die Zucht und Ordnung, die in der Ehe geherrscht und sagt, daß das Volk die (ihrer Natur nach) heimliche Schrift (secreta litterarum) nicht gekannt; weil sie nämlich dem Grad seiner Bildung und den reinen offenen Sitten, "die bei ihm mehr galten als anderwärts Gesetze" unangemessen war. Daß aber Tacitus ganz allgemein rede und auch den Priestern, und in wessen Händen das geistige

Eigenthum sonst noch lag, die Kenntniß der Buchstabenschrift abspreche, glaube ich nicht. Im Gegentheil bin ich der Meinung, daß sie diese besessen, nicht anders als die Druiden der Gallier, und zwar, daß sie ein eigenthümliches Alphabet gehabt. Es wäre schon unbegreiflich, daß die Deutschen bei der frühen und häufigen Berührung mit den Römern ein ohne Zweifel sogleich bemerktes Bildungsmittel sich nicht zugeeignet hätten. So wissen wir auch, daß der chattische Fürst Adgandester dem Senate zu Rom und der dort erzogene Morbod dem Tiberius einen Brief schrieb (Tac. Annal. II. 63. 88.); ohne Zweifel lateinisch, allein es geht doch daraus hervor, daß man die Sache selbst kennen gelernt hatte. Den Einwurf, die deutsche Sprache sey damals zu roh und für die Schrift zu ungebildet gewesen, wird niemand mehr machen, nachdem durch historische Untersuchungen das Gegentheil bewiesen ist. Hierzu kommt

ein ausdrückliches Zeugniß des Tacitus (Germ. 3.): quidam opinantur — monumenta et tumulos quosdam, graecis litteris inscriptos, in confinio Germaniae Rhaetiaeque adhuc exstare. Es werden hier ganz deutlich Runensteine auf Grabhügeln, wie sie im Norden vorkommen, beschrieben. Tacitus nennt die Buchstaben griechische; dies darf nicht befremden, im Gegentheil, es ist so natürlich, daß er kaum einen andern Ausdruck wählen konnte, da die Uebereinstimmung der Runen und gothischen Buchstaben mit den griechischen auf den ersten Anblick zugestanden wird. Ganz entscheidend würde die Stelle seyn, wenn man nicht mit Schein einwenden könnte, es wären diese an der südlichen Gränze Deutschlands gesehenen Denkmäler celtische gewesen.

Derselbe Fall und sehr aufklärend für unser Verhältniß ist es, wenn Cäsar (de B. G. IV. 14.) ebenso von den Galliern behauptet, sie hätten sich des griechischen Alphabets bedient. Strabo sagt (V. 4.),

die Phocäenser in Marseille hätten bei den Galliern eine solche Neigung zu der griechischen Sprache erweckt, daß sie darin Verträge abgefaßt. Diese Angabe stellt man mit jener des Cäsar zusammen und schließt nun, durch diese Colonie sey das griechische Alphabet zu den Galliern gekommen. Aber Strabo redet offenbar nur von einigen benachbarten Galliern, die sich Kenntniß der griechischen Sprache erwarben und ihr den Vorzug gaben; unmöglich kann daraus folgen, daß ohne die Sprache selbst das griechische Alphabet dem ganzen Volk sey mitgetheilt worden. Mir scheint der Gedanke sehr natürlich, Cäsar habe das celtische dafür angesehen. Dieses hat sich nur noch, so viel ich weiß, auf celtiberischen Münzen erhalten *), allein die Aehnlichkeit mit dem altgriechischen und runischen ist so

---

*) Die beste Abbildung davon bei Mionnet, description de medailles antiques, der die einzelnen Charaktere noch besonders gesammelt und zusammengestellt hat.

groß, daß man sie auch bei genauerer Betrachtung leicht verwechseln könnte. Die griechische Sprache selbst war den Druiden ohnehin ganz fremd, dies geht aus einer andern Stelle hervor, wornach Cäsar (de B. G. V. 48.) einen Brief gerade deshalb griechisch schrieb, weil er von ihnen nicht sollte verstanden werden. So ist es denn auch mit den angeblich griechischen Buchstaben auf jenen im Lager der Helvetier gefundenen Tafeln (de B. G. I. 29.) zu nehmen.

Wenden wir uns nach dem Norden, dessen Analogie für uns allzeit wichtig ist, so erhalten wir für diesen Zeitraum gleichfalls keine Gewißheit. Die ältesten auf uns gekommenen Runensteine sind nicht über tausend Jahre alt und es ist kein Zweifel, daß bei weitem die meisten aus der Zeit herrühren, wo das Christenthum schon im Norden eingeführt war; obgleich sich auch wirklich heidnische, auf welchen nämlich noch der Gott Thor angerufen

wird, darunter finden. Nicht höher hinauf gehen auch die gefundenen Runenmünzen *). Auf der andern Seite ist es schon nach der Natur der Sache mit der größten Wahrscheinlichkeit zu vermuthen und ausdrückliche Zeugnisse **) beweisen es, daß der Gebrauch der Runenschrift viel weiter hinauf steige; man kann wohl annehmen, daß er mit der Einwanderung Odins und der Asen angefangen habe. Das Verhältniß ist also dem, welches vorhin bei uns vermuthet wurde, voll-

*) Vgl. Nyerup Mindesmärker. S. 175.

**) Rimbertus nämlich erzählt von Anscharius (in dessen vita c. 11.), nachdem er in Schweden das Christenthum verkündigt, sey er zum Kaiser Ludwig zurückgekehrt: cum litteris regis manu more ipsorum deformatis. Und Saxo Gr. in der Vorrede: non ignotum volo, Danorum antiquiores maiorum acta patrii sermonis carminibus vulgata linguae suae litteris saxis ac rupibus insculpenda curabant.

kommen ähnlich und darf als ein beweisender Umstand gelten. Die hölzernen Brief-Tafeln auf welche man Runen schnitt (litterae ligno insculptae), deren Saxo Grammatikus gedenkt (id quondam celebre chartarum genus. hist. dan. L. III.) und die in den Liedern der alten Edda vorkommen (Atlamál hin grönlensku. Str. 4. u. 35.), haben sich, als leicht zerstörbar, nicht über eine gewisse Zeit hinaus erhalten können. Nicht anders die Fischkiefern, welche, wie man aus der Egils-Saga (S. 566.) sieht, auch wohl gebraucht wurden, oder gar Baumrinde, auf welche Odin die Liebesrunen schrieb, die er der Rindur zuwarf (Saxo Gr. L. III.). Auf Pergamen oder ein anderes dauerndes Material geschriebene Runen gab es nicht, selbst aus späterer Zeit hat man kein ächtes Beispiel davon *).

*) Ausgenommen etwa, was eine Handschrift des schonischen Rechts aus dem 14ten Jahrh. auf der Copenhager Univer-

3.

Gothische Schrift des Ulfilas.

Die gothische Schrift des Bischofs Ulfilas in der zweiten Hälfte des 4ten Jahrhunderts gewährt den ersten festen Punct. Die griechischen Schriftsteller des 5ten und hernach die lateinischen des 6ten und 7ten Jahrhunderts schreiben ihm deutlich die Erfindung seines Alphabets zu *).

sitäts-Bibliothek enthält. Vergl. Ol. Worm monim. dan. p. 83. 84.

*) Socrates hist. eccl. IV. 27. Τότε δὲ καὶ Οὐλφίλας, ὁ τῶν Γότθων ἐπίσκοπος γράμματα ἐφεῦρε γοτθικά. Sozomenus hist. eccl. VI. 36. πρῶτος δε γραμμάτων εὑρετὴς αὐτοῖς ἐγένετο. Philostorgius hist. eccl. II. 5. καὶ τάτε αλλ' αὐτῶν ἐπεμελεῖτο, καὶ γραμμάτων αὐτοῖς οἰκείων εὑρετὴς καταστὰς. Cassiodor hist. eccl. tripar. VIII. 13. Tunc etiam Ulphilas, Gothorum episcopus litteras gothicas adinvenit. Jornandes c. 51. Ulphilas eos dicitur et

Gegen diese Zeugnisse scheint jede Einwendung unzulässig, dennoch glaube ich nicht, daß sie von einer Erfindung in dem heutigen Sinne dürfen verstanden werden. Wenn man das Alphabet des Ulfilas im Ganzen betrachtet, so fällt eine Uebereinstimmung mit dem griechisch-lateinischen so sehr in die Augen, daß in keinem Falle von erfundenen, etwa nur von erborgten Buchstaben die Rede seyn könnte. Sodann waren die von welchen jene Behauptung, die immer einer vom andern

---

litteris instituisse. Hist. miscella XII, 12. — qui etiam gothicas litteras primus adinvenit. Isidor hispal. im chronicon Gothor. beim Jahr 415. Tunc Gulfilas eorum episcopus gothicas litteras adinvenit. Spätere Schriftsteller, welche diese Angabe nachgeschrieben, findet man angeführt in Heupels und Esbergs Dissertationen über Ulfilas, beide im Anhang der durch Büsching gesammelten Abhandlungen von Ihre.

scheint entlehnt zu haben, herkommt entfernte Griechen, bei welchen man eine Unbekanntschaft mit der gothischen Sprache voraussetzen und welchen man in jedem Fall eine genaue Einsicht in diesen Punct, die doch hier allein entscheiden kann, absprechen muß. Sie folgten einer allgemeinen Sage, die sich sehr natürlich gebildet hatte. Jornandes freilich war selbst ein Gothe, allein er schrieb etwa zweihundert Jahre nach Ulfilas und hat sichtbar nur die einmal in Gang gekommene Ueberlieferung wiederholt. Ich beziehe also jene Angabe auf nichts als den ausgezeichneten Gebrauch, den Ulfilas durch die Uebersetzung der Bibel von der gothischen Schrift gemacht hatte, und auf die dadurch entstandene größere Verbreitung derselben. Man braucht auch nur in den bekannten gothischen Urkunden zu Neapel (nach der trefflichen Abbildung von Sierakowsky), die man in den Anfang des 6ten Jahrh. setzt, das kecke, sichere und organische in den

Zügen zu betrachten, um sich zu überzeugen, daß es in Ueberlieferung begründete, keine eigenmächtig erfundene Buchstaben sind.

Die eigenthümliche Natur des gothischen Alphabets selbst muß aber die sicherste Entscheidung liefern. Wie schon bemerkt äußert sich auf den ersten Blick eine deutliche Verwandtschaft mit dem griechischen. Der größte Theil der Buchstaben hat mit einiger Veränderung dieselbe Gestalt. Bei A. B. E. G. H. I. J. K. L. M. N. P. T. Z. fällt es in die Augen. Bei F. R und S kann man behaupten, das gothische habe sich von dem griechischen ab zu dem lateinischen gewendet; allein das F trifft doch wieder mit dem äolischen Digamma zusammen, und das R und S findet sich im Griechischen gleichfalls in dieser mit dem lateinischen übereinstimmenden Gestalt, wie man aus der Zusammenstellung altgriechischer Buchstaben in Montfaucons Paläographie und in dem größern Werk der

Benedictiner, am besten aber nach den Münzen bei Mionnet (description de medailles antiques pl. 31.) sehen kann. Außerdem finden sich in den Neapolitanischen Urkunden gerade beide Formen des S, die gewöhnliche griechische und lateinische (diese aber umgekehrt, wovon die griechischen Münzen gleichfalls Beispiele liefern) neben einander gebraucht; auch in zwei ambros. Handschr. kommen sie vor *). Bei dem Q entfremdet sich das gothische auch nicht dem griechischen, da das Koppa gleiches Zeichen und gleiche Bedeutung hatte. Was das D betrifft, so hat es im codex argent. und in den Neapol. Urkunden eine eigene dem griechischen Lambda ähnliche Gestalt, allein in der wolfenbüttel. und den ambros. Handſ. (auf der Tafel IV. ist diese doppelte Form

*) Cod. G. und Cod. S 45. S. die Schriftproben in den von Mai und Castillione herausgegebenen Fragmenten (Mediol. 1819. 4.)

angemerkt) nähert es sich wieder sehr dem lateinischen.

Dagegen vier gothische Buchstaben stimmen auf keine Weise zu den entsprechenden griechisch-lateinischen, wohl aber, und das ist sehr merkwürdig, mit den Runen. Nämlich O. U. TH und V. Das unten auf beiden Seiten fortgesetzte Zeichen des O ist sichtbar die im Angelsächsischen und St. Galler Alphabet unter dem Namen Ethel, ôthil vorkommende Rune. Weder im codex argent. und carol. noch auch, nach den Schriftproben zu urtheilen, in den ambros. Palimpsesten ist dieses O oben geschlossen (obgleich Knittel es in dem Alphabet, das er p. 317 aufstellt, ich weiß nicht warum, geschlossen hat, ebenso Hickes und neuerdings Mai), dagegen in den neapol. Urkunden ganz deutlich. Das gothische U ist am entscheidendsten, da es in dieser lediglich mit der nordischen und deutschen Rune übereinkommen,

den Gestalt gerade einem ganz verschiedenen lateinischen Buchstab, dem N ähnlich ist. Das TH ist die Rune Thorn, weniger beim Ulfilas, wo der Halbcircel unten durch den Stab gezogen, nicht an die Seite gelegt ist, dagegen wieder sehr deutlich in den neapol. Urkunden; dem griechischen Θ steht es aber auch bei dem Ulfilas ganz fern. Endlich das V, nur daß es oben nicht geschlossen ist, kommt mit der angelsächsischen Rune überein. — Für das Hv weiß ich in keinem andern Alphabet ein dem gothischen entsprechendes Zeichen.

Man kann nicht annehmen, daß Ulfilas für jene vier Buchstaben die Zeichen aus dem Runenalphabet geholt, denn da in dem griechisch-lateinischen sich dafür entsprechende vorfanden, so wäre für ein solches äußeres vermischen und zusammensetzen durchaus kein Grund anzugeben. Dagegen glaube ich, läßt sich aus jener

merkwürdigen Uebereinstimmung mit den Runen folgern, daß das gothische ein eigenthümliches Alphabet war, von Ulfilas nicht erfunden, sondern aus älterer Zeit stammend. Hätte Ulfilas eine Schrift borgen müssen, das heißt: besaßen die Gothen noch keine, so sieht man nicht, warum er nicht geradezu die ihm bekannte lateinische oder griechische nahm, es wäre ganz dem Gange der menschlichen Bildung gemäß gewesen; dagegen begreift man sehr wohl, daß er die bereits vorhandene beibehielt *). Auf der andern Seite kann

*) Wenn in der Zahnischen Ausgabe des Ulfilas S. 22. angeführt und in der Einleitung zu den ambros. Fragmenten p. XII wiederholt wird, daß Ulfilas deshalb nicht das gothische Alphabet erfunden habe, sondern die Gothen zu seiner Zeit bereits die Schrift besessen, weil die Sprache zu viel Ausbildung zeige, so ist dieser Grund ungültig, da, wie schon oben gesagt ist, die organische Ausbildung der Sprache von der Schrift unabhängig

man zugeben, daß, ungeachtet eine gemeinschaftliche Quelle hier so gut als bei der Sprache selbst vorauszusetzen ist, doch das Griechisch-lateinische bei der Berührung der Völker wiederum auf das Gothische Einfluß ausgeübt habe. Dies zeigt sich schon darin, daß die gothischen Buchstaben, wie ihre Bedeutung zugleich als Zahlen ausweist, im Ganzen in der Ordnung des griechischen Alphabets auf einander folgen. Gar wohl mögen auch einzelne Buchstaben daher aufgenommen seyn, wie etwa das χ als Ziffer für die Zahl 600. Griechisch ist es auch, wenn Ulfilas gg und gk für ng und nk schreibt. Man könnte daher von der gothischen Schrift sagen,

---

ist. Dagegen könnte man wohl bemerken, daß, wenn Ulfilas die gothische Sprache zuerst geschrieben, er schwerlich diese Ordnung und Consequenz im Gebrauche der Buchstaben würde gezeigt haben, welche einen schon geregelten Zustand bezeichnet.

sie mache zwischen der griechisch-lateinischen und der runischen das Mittel aus.

Dabei ist noch ein Umstand zu berücksichtigen: nämlich alle zur Schrift gehörigen Ausdrücke sind ursprünglich gothisch, während Ulfilas ohne Zweifel mit der Sache selbst auch den Namen dafür würde geborgt haben. Schreiben heißt bei ihm mêljan, gamêljan, welches mit mahlen, pingere, nah verwandt ist; daher ferner mêl, scriptum, gamêleins, scriptura, ufarmêli, inscriptio. bôka, das Buch, ohne Zweifel nach den Tafeln von Buchenholz; bôkareis, ein Schriftkundiger, scriba. Lesen, das Wort selbst, kommt gleichfalls vor: lisan, doch in der Bedeutung von sammeln. Dagegen der Begriff von lesen wird ausgedrückt durch siggvan, singen, welches merkwürdig das laute und langsame Vorlesen bezeichnet, eben, weil nur wenige zu lesen ver-

standen. Ueber vrits, Ritz, Buchstab, wird hernach noch etwas angemerkt werden; striks, Strich bezeichnet die Spitze eines Buchstabs. Aus spilda (vergl. spelte alt. Tit. 85.) ohne Zweifel das nordische spialld, Brett, läßt sich nicht mit Gewißheit auf jene hölzerne Runentafel schließen, da es blos wörtliche Uebersetzung von dem griechischen πινακίδιον seyn könnte.

Ich folgere nun, daß wenn man auch eine besondere Bildung der Gothen annimmt, dennoch ein so wichtiger Vorzug als der Besitz einer Buchstabenschrift ihnen mit andern Stämmen muß gemeinschaftlich gewesen seyn. Sie hat ohne Zweifel Verschiedenheit gehabt, nicht anders als die Sprache selbst, namentlich durch die Hinneigung zu der griechisch-lateinischen, aber es ist nicht glaublich, daß sie den Sueven, Franken, Sachsen, Burgunden völlig gefehlt und jener Bildung hier eine

solche Barbarei sollte gegenüber gestanden haben.

Auffallend ist freilich in dem ersten Augenblick, daß sich darüber kein ganz deutliches Zeugniß findet, denn der Untergang der Denkmäler selbst läßt sich schon eher begreifen. Allein in einer solchen Zeit steht die Schrift in einem ganz andern Verhältniß, als in welchem wir gewohnt sind sie zu erblicken. Sie wird als eine gelehrte Kenntniß von wenigen besessen, nur von denen, welchen die Erhaltung und Fortpflanzung des Geistigen obliegt, dem Volk aber bleibt sie unbekannt *). Daher heißt Rune der Buch-

---

*) In dem alteddischen Rigsmál, welches die Entstehung der drei verschiedenen Stände beschreibt, wird bedeutend nur dem edelsten, den Jarlen, die Kenntniß der Runen beigelegt, die auch allein die Sprache der Vögel verstehen, das Feuer besprechen können u. s. w. Vergl. Str. 46–48 der Sjöborg. Ausgabe.

stab sowohl als das Geheimniß. Eine kriegerische Gesinnung ist ohnehin solchen Beschäftigungen abgeneigt *) und die an das Schwert gewöhnte Hand zu der feinern Arbeit ungelenk **). Außerdem

*) In diesem Sinne nun ist die Stelle beim Aelian Var. VIII. 6., welcher die Gothische Schrift ohnehin schon gerade widerspricht, zu nehmen: ἀλλὰ καὶ ἐνόμιζον αἴσχιστον εἶναι πάντες οἱ τὴν Εὐρώπην οἰκοῦντες βάρβαροι χρῆσθαι γράμμασι. — Es ist bekannt, daß, als der Ostgothische minderjährige Athalarich Lehrer erhalten sollte, sich die Großen dagegen setzten: multum abesse a virtute litteras.

**) Das sagt der Kirchenvater Hieronymus im 4ten Jahrh. ausdrücklich: callosa tenendo capulum Germanorum manus ac digiti tractandis sagittis aptiores ad stimulum calamumque nostra demum aetate mollescere coeperunt (Ep. 135. ad Suniam.) dahin gehört auch Eginharts Ausdruck bei Carl dem Großen (vita 25.): manum litteris effigiandis assuefacere. Es ist daher merkwürdig, daß in der alten Edda

war der Gebrauch der Schrift auch sehr eingeschränkt; alles was die Ueberlieferung lebendig erhält, z. B. die epischen Gesänge, aufzuschreiben, daran denkt noch niemand, weil die Sorge dafür erst bei der spätern Gefahr eines Verlustes entsteht; bei den Galliern war es gerade verboten, sie durch die Schrift zu sichern, um, wie Cäsar glaubt (de B. G. VI. 14), das Gedächtniß dafür nicht zu schwächen. Indessen erklärt sich auch das Schweigen über die einheimische Schrift durch die Zurücksetzung der einheimischen Sprache; die lateinische erhielt sehr natürlich die Ober-

---

(atlamál hin grönlensku Str. 4. u. 35.) Frauen die Runen schneiden und lesen. In ihren Händen lag auch die Heilkunst. Schon auf diesem Wege kann man die Berührung des weiblichen und priesterlichen Standes bei den Deutschen erklären. In dem Maneßischen Codex findet sich unter andern ein Bild, wie ein Ritter einer Jungfrau seine Gedichte dictirt.

hand und ward Geschäftssprache, doch erst mit Einführung des Christenthums ihre Herrschaft vollendet.

4.

Buchstaben des fränkischen Königs Chilperich.

In dem zunächst folgenden Zeitraum von dem fünften bis zum siebenten Jahrhundert war die lateinische Sprache immer weiter vorgedrungen, deren sich die fränkischen Merovinger so gut bedienten, als der ostgothische Theodorich in Italien. Sollte in jenem Kampf römischer und deutscher Elemente, der diesen Zeitraum bezeichnet und nach dessen Beruhigung erst im Mittelalter eine eigenthümliche, von beiden Strömen genährte Bildung sich zur Blüthe erhob, die Kenntniß der alten einheimischen Buchstaben ganz sich verloren haben? Wer es bejaht, kann sich

darauf stützen, daß es schwer hält, den Beweis vom Gegentheil zu führen. Zwei Stellen, eine bei Gregors von Tours, die andere bei Venantius Fortunatus, verdienen hier berücksichtigt zu werden, wenigstens scheint die letztere einiges Licht in dieser Dunkelheit zu gewähren. Die erstere ist an sich schon schwierig. Gregors von Tours (hist. Francor. V. 45.) meldet bei dem Jahr 580 von dem König Chilperich: addidit autem et litteras litteris nostris, id est ω, sicut Graeci habent, æ, th, uui, quarum characteres subscripsimus. Hi sunt .... et misit epistolas in universas civitates regni sui, ut sic pueri docerentur, ac libri antiquitus scripti, planati pumice, rescriberentur. Aimoin (de gestis Francor. c. 41), aus dem 11ten Jahrhundert, wiederholt dasselbe und hat sichtbar aus dem Gregor geschöpft, so daß er als ein neuer Zeuge nicht auftreten kann.

Die erste Schwierigkeit dieser Stelle liegt darin, daß selbst in den Handschriften die Charaktere nicht übereinstimmen; bei der Unwissenheit der Abschreiber ist dies kein Wunder. In den Drucken gar hat man nach einer ungefähren äußern Uebereinstimmung griechische Buchstaben hingesetzt. In den nouveau traité de Diplomatique, wo (II. 50. 65.) überhaupt diese Stelle mit Sorgfalt und Gründlichkeit abgehandelt ist und wohin ich verweise, hat man den richtigen Weg eingeschlagen, um zu einiger Sicherheit zu gelangen. Man hat nämlich aus acht Handschriften, unter denen ein paar vorzügliche sind, und aus den alten und neuen Drucken die Charaktere in genauen Abzeichnungen zusammengestellt, und aus der Vergleichung läßt sich nun mit ziemlicher Gewißheit auf das richtige und ursprüngliche schließen.

Aus welchem Alphabet diese Buchstaben genommen seyen, darüber sind die Mei-

nungen sehr verschieden. Man findet sie bei den Benedictinern gesammelt: einige glaubten aus dem hebräischen, andere aus dem griechischen, gothischen, runischen, lombardischen, angelsächsischen. Es ergibt sich aber aus jener vergleichenden Tabelle, daß der erste Buchstab das griechische ω ist, Zeichen und Bedeutung nach; der zweite eine Vereinigung von dem lateinischen a und e, um diesen Diphthong auszudrücken; der dritte von t und h für Theta und der vierte ein oben geschlossenes v für das w.

Es scheint, daß Chilperich sich durch Erfindung dieser Buchstaben ein Verdienst wie Palamedes erwerben, oder, was noch näher lag, den Kaiser Claudius, der drei neue Buchstaben einzuführen gedachte, nachahmen wollte. Doch wichtiger ist uns die Frage: was für Buchstaben versteht Gregor unter den litteris nostris? Die meisten, ohne sie näher zu berühren, setzen voraus, es sey von latei-

nischer Schrift und Sprache die Rede, auch die Benedictiner äußern diese Meinung, die ohne Zweifel etwas sehr natürliches hat. Zu den dort angeführten Schriftstellern füge ich noch Ihre. Seine Gründe dafür sind: *) Chilperich habe seine Befehle an alle Städte des Reichs gerichtet und doch sey nicht in allen die fränkische Sprache geredet worden; welchen Grund auch die Benedictiner p. 63. in einer Anmerkung gelegentlich vorbringen. Sodann: aus einer Stelle Otfrieds gehe deutlich hervor, wie unbenutzt und unbebaut man die fränkische Sprache liegen gelassen. Gegen den ersten Grund könnte man einwenden: in universas civitates regni wäre zu erklären: nach allen Orten, wo deutsch gesprochen wurde; und was die hernach noch anzuführende Stelle des spätern Otfrieds betrifft, so sagt sie kei-

*) De lingua codicis argentei §. 9. 10. in Büschings Sammlung p. 262. 63.

neswegs, daß man keine Schrift für die einheimische Sprache gehabt, sondern nur, daß die Sprache selbst sey zurückgesetzt und gering geachtet worden. Die größte Wahrscheinlichkeit für lateinische Buchstaben und Sprache beruht wohl darin, daß diese damals unbezweifelt Schriftsprache war und wir von keinem deutschen Denkmal aus jener Zeit wissen. Auch so viel dürfen wir als sicher annehmen, daß, wenn wirklich deutsch geschrieben wurde, es nur in seltenen Fällen geschah und dennoch will Chilperich, daß bei dem Unterricht der Knaben auf diese Buchstaben Rücksicht solle genommen werden; endlich müßten nach den ausdrücklichen Worten Gregors libri antiquitus scripti in deutscher Sprache vorhanden gewesen seyn, was sich kaum glauben läßt.

Gleichwohl bleiben Bedenklichkeiten zurück. Man kann zwar darüber hinausgehen, daß, wie die Benedictiner anmerken, bis jetzt in keiner einzigen Hand-

schrift jener Zeit einer von den vier neuen Buchstaben gefunden oder eine Spur entdeckt worden, daß man dem Befehl des Königs zufolge sie hinein corrigiren wollen; vielleicht kam es damit gar nicht zur Ausführung. Aber wozu sollten überhaupt diese Buchstaben in dem lateinischen Alphabet dienen? Ihre sagt blos, es sey schwer darauf zu antworten, die Benedictiner merken zwar an, sie seyen nicht unpassend für den damaligen Zustand der lateinischen Sprache gewesen, indem die drei letzten mit einem einzigen Zeichen den Laut ausgedrückt, wozu sonst mehrere nöthig gewesen wären; doch das ist nur ein oberflächlicher Schein. Der erste Buchstab ist ausgemacht das griechische ω; bekanntlich haben die Römer den Unterschied des Omikron und Omega selbst nicht bezeichnet, hier wäre also ein wirklicher Gewinn gewesen: wer aber sollte jetzt, in dem gesunkenen Zustand der Sprache, fähig gewesen seyn, den Unterschied auf-

zufinden und richtig zu bestimmen? Die Benedictiner übergehen auch diesen Punct mit Stillschweigen. Zugegeben, daß der zweite Buchstab für den Diphthong ae ein einfaches Zeichen geliefert habe und man von der bisher üblichen Bezeichnung dieses geringen Vortheils wegen abgewichen wäre, so muß man doch fragen, warum andere Diphthonge, wie au, oe, nicht beachtet sind? Ein gleiches kann man bei dem th mit Recht einwerfen: warum überging man das ch, ph, rh, die mit dem th in einer Reihe stehen? ja dieses fällt lediglich den lateinischen Wörtern, die griechisches Ursprungs sind, anheim. Ferner: da Chilperich das Zeichen des Omega aus dem griechischen borgte, warum nahm er nicht auch das Θ dorther und erfand lieber ein ganz neues? Gar der vierte Buchstab, das w, könnte nur, wie auch die Benedictiner annehmen, wegen der latinisirten fränkischen Eigennamen eingeführt worden seyn.

Unter diesen Umständen ist wenigstens der Gedanke erlaubt, Gregor habe das Alphabet für die deutsche Sprache gemeint, in welchem gar wohl Zeichen für diese vier Laute, die sämmtlich vorhanden waren, konnten vermißt werden. Freilich ist nicht blos denkbar, daß dieses Alphabet wiederum aus den lateinischen Buchstaben bestanden habe, sondern sogar hier wahrscheinlich; indessen muß doch auf die Möglichkeit hingewiesen werden, daß zugleich ein eigenthümlich deutsches gemeint sey, welches Chilperich ergänzen wollte *).

*) Ich sehe, daß auch Mascov (Gesch. der Deutschen B. 14. K. 18. Anm. 8) den Gedanken äußert, es könne hier von einem fränkischen Alphabet die Rede seyn. Gleichfalls widerspricht Adelung den Benedictinern in der Uebersetzung ihres Werks (II. 240.) und neigt sich zu der andern Ansicht. Eine im chronicon Gottwic. I. 68. 36 aufgestellte Vermuthung ist auf die unrichtigen Zeichen in den gedruckten Ausgaben gegründet und verdient weiter keine Berücksichtigung.

5.

Die Stelle des Venantius Fortunatus.

Unsicher und vieldeutig bleibt also die Stelle Gregors immer; glücklicherweise ist die andere verständlicher. Venantius Fortunatus, aus der letzten Hälfte des 6ten Jahrhunderts, Bischof zu Poitiers, schreibt an Flavus (L. VII. c. 18.), wenn er ihm nicht lateinisch antworten wolle, so könne er sich einer andern Sprache oder Schrift bedienen und fährt dann fort:

barbara fraxineis pingatur runa tabellis,
quodque papyrus agit virgula plana valet.

Vorerst ist außer Zweifel, daß runa hier nicht Geheimniß, sondern Buchstab, nach dem nordischen Ausdruck málrún, bedeutet. Sodann behaupte ich, daß nicht

etwa die nordische, sondern keine andere als eine deutsche Runenschrift gemeint sey. Jenes nehmen fast alle nordischen Schriftsteller an und setzen dabei irgend einen Zufall voraus, durch welchen die Kenntniß davon dem Ven. Fortunatus müsse zugekommen seyn. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß das Wort im nordischen rún nicht rûna heißt, allein man überzeugt sich von der richtigen Ansicht, wenn man die Gedichte des Ven. Fortunatus durchliest: die Verhältnisse, in denen er gelebt, mußten ihm Bekanntschaft mit der deutschen Sprache und Sitte verschafft haben. Er war zwar in Ober-Italien geboren und in Ravenna erzogen, kam aber in das fränkische Reich und lebte an verschiedenen Orten Deutschlands, bis er zuletzt Bischof von Poitiers ward. Germanica regna nennt er selbst die fränkischen Königreiche (VI. 8.). In der Vorrede an den Pabst Gregor sagt er ausdrücklich, daß er über

den Lech in Baiern, die Donau in Allemannien und den Rhein in Germanien gekommen sey; und in einem besondern Gedicht (X. 9.) beschreibt er eine Fahrt auf der Mosel und dem Rhein bis nach Andernach; außerdem drückt er in verschiedenen Stellen sich deutlich über seinen Aufenthalt in Deutschland aus.

L. VII. 11. (ad Dynamium).

Massiliae tibi regna placent, Germania nobis;
vulsus ab aspectu pectore vinctus ades.

L. VII. 8. (ad Lupum ducem).

Cum peregrina meos tenuit Germania visus,
tu pater et patriae consoliturus (i. e. consolaturus) eras.

L. VII. 12.

— — — — postquam Germania nostros
contulerat visus.

Besonders merkwürdig sind folgende Stellen: Inter barbaros longo tractu gradiens — novus Orpheus lyricus ſylvae voces dabam, ſylva reddebat — barbaros leudos harpa relidebat. Und L. VII. 8.

nos tibi verſiculos, dent barbara carmina leudos (al. liedos)
ſic variante tropo laus ſonat una viro.

Hier gebraucht Fortunatus sichtbar das deutsche Wort Lied *). Zugleich folgt daraus, daß wenn barbara carmina nothwendig durch deutsche Gedichte muß übersetzt werden, auch barbara runa deutsche Rune heißt **). — Noch

*) Es scheint auch ein Germanismus, wenn er an einer andern Stelle statt butyrum sagt butyr.

**) Auch sonst gebraucht Fortunatus den Ausdruck barbaricus ohne eine nachtheilige Nebenbedeutung für deutsch, in dem Sinne der Alten, bei denen es nur ausländisch hieß. So sagt er von dem Herzog Launebodes II. 9.

glaube ich, verdient der obige Ausdruck pingatur runa einige Aufmerksamkeit, insofern man ihn nämlich als wörtliche Uebersetzung eines entsprechenden deutschen zu betrachten geneigt wäre. Man denkt dann an das aus dem gothischen bekannte mêljan, (mahlen) für scribere. Ich weiß zwar, daß das lateinische die Analogie acu pingere (Ovid. met. VI. 23.) darbietet, allein in der Bedeutung von scribere kommt das Wort doch nirgends vor, im Gegentheil, es heißt eigentlich mit Farben anmahlen. Auch sonst (L. XI. 23.) finde ich bei Ven. Fort. calamo

Launebodes enim post secula longa ducatum
dum gerit, instruxit culmina sancta loci,
quod nullus veniens romana gente fabrivit;
hoc vir barbarica prole peregit opus.

und in der Grabschrift der Wilithuta IV. 21.

sanguine nobilium generata —
romana studio, barbara prole fuit.

pingere versus und in einem besondern Gedicht von ihm: de excidio Thuringiae (Bibl. max. patr. X. p. 614.) den Ausdruck: littera picta. Ebenso steht in der Lex Salica Tit. 10. §. 2. "si quis vero animal caballum vel iumentum in furtum pinxerit." Wenn nämlich jemand das Thier eines andern mit seinem Zeichen bezeichnete, um es sich dadurch diebisch zuzueignen. — Ich glaube daher die ganze Stelle des Venant. Fortunatus *) am natürlichsten zu verstehen, wenn ich annehme, daß darin von deutscher Runenschrift die Rede sey, die er in Deutschland kennen und lesen gelernt hat, wobei er des Gebrauchs, sie auf eine Holztafel, oder einen hölzernen geglätteten Stab (virgula plana) zu schneiden, und diese

*) Die Benedictiner führen sie nicht da an, wo sie von den Runen handeln, sondern fertigen sie hernach (II. 72.) in einer Note mit dem Einfall ab, der Bischof habe die Schrift der Gothen, die er in Italien und Spanien kennen gelernt, im Sinne gehabt.

als Brief zu versenden gedenkt; geradeso wie er in der oben angeführten Stelle des Saxo Grammatikus für den Norden beschrieben wird. Daß endlich Ven. Fortunat. auch die Sitte auf Baumrinde zu schreiben kannte, erhellt aus einer andern Stelle, wo er in seiner Sprache sagt: L. VII. 18.

An tibi charta parum peregrina merce rotatur?
non amor extorquet, quod neque tempus habet.
scribere quo possis discingat fascia fagum,
cortice dicta legi fit mihi dulce tui.

6.
Rune, das Wort.

Es wird nicht unpassend seyn, hier erst zu betrachten, in welchen Bedeutungen das Wort Rune, das uns bei dem V. Fortunatus zuerst in der Bedeutung von Buchstab begegnete, noch sonst in unserer

Sprache erscheint. Es findet sich aber bereits in den frühsten Denkmälern und dauert sichtbar noch fort in Alraun, Mandragora, (eigentlich ein aus der Mandragora geformtes Zauberbild,) und in raunen, heimlich reden. Ueber die ursprüngliche Bedeutung ist schwer zu entscheiden, alle bisherigen Erklärungen lassen gegründete Einwendungen zu; eine genügende weiß ich aber auch nicht zu geben. Am natürlichsten wäre die Vermuthung, daß runen an sich so viel heiße als scribere, γράφειν, rista, nur läßt sich dafür nichts entscheidendes anführen *).

*) Gewöhnlich nimmt man an, Rune habe gleiche Wurzel mit Runs, Runse, welches Schnitt, Einschnitt, Rinne, Flußbett und endlich Fluß selbst bedeutet (vergl. Adelung). Diese Ableitung wäre an sich ganz willkommen, allein im nordischen hat rún ein gedehntes û und diesem entspricht im deutschen das au, wie es auch richtig heißt: raunen. Ebenso lautet húnar im deutschen: Haunen, Heunen. Es muß daher

Ulfilas hat rûna, das Geheimniß und der geheime Rath, ferner, garûni, die Berathschlagung. Geheimniß heißt vielleicht die Rune deshalb, weil die Schrift, wie oben bemerkt ist, ursprünglich eine geheime Kunst war. In der Bedeutung von Buchstab kommt das Wort bei ihm nicht vor, und darum könnte man vermuthen, daß jene von Geheimniß die ursprünglichere wäre. Die Aliorumae, Alyrumae, bei Jornandes (Cap. 24), sind mulieres magae, ohne Zweifel die Vorbilder der heutigen Alraunen; in der gl. florent. hellirûna, necromantia. Bei Isidor und Tatian kommt chirûni, girûni, Geheimniß, öfter vor; rûno, rûna (ganz entsprechend dem nordischen rúni

---

bei rûna eine ganz andere Wurzel vorausgesetzt werden. Die Ansicht die Mone in den deutschen Denkmälern (allgem. Einleit. VIII. ff.) von den Runen entwickelt hat, stützt sich auf jene Bedeutung von Einschnitt.

und rûna) heißt ein Vertrauter, eine Vertraute, und mit dem Zusatz ôr=rûno, der ins Ohr flüstert; gleichfalls ist das Zeitwort rûnen, rûnezan, rûnzan (vgl. das heutige: grunzen) murmurare, heimlich reden, flüstern, heimliche Rathschläge fassen, in jener Zeit gebräuchlich (vgl. Notker 105, 25. Symb. ad lit. teut. rûnazzari, susurro, rûnet susurrat p. 227. 252), und diese Bedeutungen dauern auch im Mittelalter und noch späterhin fort. Beyspiele findet man bei Oberlin; zuzufügen ist: rûnen, flüstern, im Bonerius, Parcifal 23132 und besonders eine sehr deutliche Stelle im Tristan 17144, wo es von einem Brunnen heißt: "mit sîner rûne (er sie) enphie, er rûnete suoze den gelieben ze gruoze." In dem Gedicht vom starken Rennewart (Caſſ. Hſ. Bl. 114ª) "offenbarliche âne rûnen." — Wichtiger aber als diese weiteren Ausbildungen des Stammworts ist für uns eine Stelle (Cap. 54.)

bei Kero (um 720), wo den Mönchen verboten wird von irgend jemand litteras sive eulogias anzunehmen, litterae aber sind durch puah und eulogiae durch rûnstaba erklärt. Eulogiae bedeuten, wie aus vielen Stellen bei Dufresne erhellt, gleichfalls litterae, vielleicht mit einer Nebenbedeutung: arcanae. rûnstab entspricht aber genau dem nordischen rúnastafr, (angelsächs. rûnstaef) character, littera runica, und es läßt sich aus dem Daseyn dieses Worts allein mit größter Wahrscheinlichkeit schließen, daß in Deutschland ein eigenthümliches Alphabet vorhanden gewesen, dessen Buchstaben rûnstaba geheißen. Adelung erklärt das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung durch einen mit Runen beschnittenen Stab, dagegen ist einzuwenden, daß man im Nordischen dafür den besondern Ausdruck: rúnakéfli hat, dort aber stafr allein schon den Buchstab

bezeichnet *). stab wird also nur aus dem Wesen und der Entstehung des Schriftzeichens selbst zu erklären seyn. Uebrigens hat es sich auch in Zusammensetzungen (am häufigsten im Angelsächsischen z. B. staef-creft, staefen-row u. s. w.) erhalten, namentlich in dem schon früh vorhandenen Buchstab. Gerade wie rûnstab in der oben angeführten Stelle die Bedeutung von Schrift hat, so wird in der alten Psalmenübersetzung litteratura durch buohe-staf (Ps. 70, 15. In der Hagen. Ausg. S. 51.) übersetzt; Notker hat dafür das gleichbedeutende buochschrift. Hat nun rûna bei uns nicht blos die Bedeutung von Geheimniß, und was davon sich ableitet, gehabt, sondern ist damit wirklich der eingeschnittene Buchstab bezeichnet worden, so dürfen wir gleichfalls den dazu gehörigen

*) Auch den Zaubercharakter (Skirnisf. 36.). Ja noch weiter heißen stafir auch voces. Vergl. Egils Saga 428.

technischen Ausdruck des Nordens für das Einschneiden, rista (womit das spätere rita, welches allein schon Buchstaben zeichnen, scribere, bedeutet, gleiche Wurzel hat) in Anspruch nehmen. Hier begegnet uns nun das alte, bei Otfried (III. 17, 72. 97.) zweimal und zwar neben scriban (V. 82.) gebrauchte, rizan, ("mit themo fingare reiz") für schreiben; so wie in der gl. mons. reiz, scribebat, riz, exara. Noch wichtiger ist ein Ausdruck in der Glosse bei Docen: rizzin, characteribus litterarum, wornach riz gleichbedeutend mit rûna erscheint. Dabei ist anzuführen aus dem Ulfilas: vrits für littera oder apex litterae, κεραία, zumal da die mons. Glosse wiederum apex durch riz gibt. Dies spräche zugleich für die Vermuthung, daß Einschnitt, Ritz, die ursprüngliche Bedeutung von Rune wäre *).

*) Noch fragt sich, ob Rontafel, nach Frisch beim Dasypodius, für Schreibtafel

7.
Schrift im 8ten und 9ten Jahrhundert.

Mit dem achten Jahrhundert war der Gebrauch der lateinischen Schrift für die

durchaus von rone, Baumstamm, abzuleiten sey, und blos Holztafel bedeute. — In der Maneßischen Sammlung findet sich II. 237a folgende Strophe:

durch einen holen stap mit âteme triben
sach ich vil kleiner kugellîn;
der sîn dâ pflak, der fuogte pîn
vil ungewarnet mangem vogellîne.
ich sprach: mak vor den listen iht belîben
. . . .
durch den stap rûnet man verholn.
getriuwer man, daz bringet dich ze pîne.
nu sî der stap an lügenern verborgen,
der stiftet mort mit sînen lügen.
ob sich die slehten von im zügen
unt daz diu kleinen vogel flügen
von holme stabe, si möhten senftern
beidenthalp ir sorgen.

Auf den ersten Anblick scheint in jener Zeile von dem geheimen Runenstab die Rede, allein es ist nur ein zufälliges Zu-

deutsche Sprache längst durchgedrungen, wie die jetzt anhebenden Denkmäler derselben hinlänglich bezeugen. Die Geringschätzung, womit damalige Gebildete die einheimische Sprache, in der sie zu schreiben verschmähten, betrachteten, mag allerdings mitgewirkt haben. Otfried klagt darüber in der Vorrede zu seinen Evangelien: res mira, tam magnos viros, — sapientia latos, sanctitate praeclaros — cuncta haec in alienae linguae gloriam transferre et usum scripturae in propria lingua non habere. Im Norden geschah es später, und ohne Zwei-

sammenkommen dieser Ausdrücke, und das Blasrohr gemeint, durch welches man sich auch heimlich zuflüstert. Schade, daß die Zeile, die alles völlig deutlich machen würde, fehlt, der Dichter sagt: bei Lügnern stiftet der Stab durch die Zuflüsterungen (oft) Mord; möchten die redlichen ihr Ohr von ihm wegziehen, wie die Vöglein vor ihm entfliehen, es würde beiden zuträglich seyn.

fel hat dort die Einführung des Christenthums einen entschiedenen Einfluß darauf gehabt: die einheimische Sprache wurde Schriftsprache, aber die alten, ohnehin nur seltner gebrauchten Runen mußten als heidnische Zaubercharaktere erscheinen, deren Gebrauch man nicht ausdehnen wollte. Selbst ein runischer Buchstab, der blieb, weil das lateinische Alphabet kein Zeichen dafür hatte, nämlich das TH wurde aus dem Angelsächsischen eingeführt und behielt daher nicht den einheimischen alten Namen Thurs, sondern hieß wie dort Thorn.

In diesen Zeitraum gehört das Weßobrunner Gebet, in welchem für die Sylbe ga (cha, gi) ein besonderes Zeichen sich befindet, das aus einem durchschnittenen Kreuz oder aus einem sechsspitzigen Stern besteht. Die Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich, daß dies noch ein Ueberrest des alten Runenalphabets sey und zwar würde ich es für die in dem hernach zu erklä-

renden Alphabet des Hrabanus Maurus vorkommende Rune gilch, chilch halten, die gerade ein k. ch. bezeichnet; das dazu gehörige a oder i wurde nach Art der Runenschrift, die oft Vocale ausläßt, nicht hinzugesetzt.

Von den Ausdrücken, die bei der Schrift vorkommen, dauert buah, puoh (bei Kero, Tatian, Otfried, Notker) fort und die Zusammensetzung puohstab zeigt sich im Althochdeutschen zuerst. Aber Otfried gebraucht auch das fremde livol, libellus, und wie überhaupt geborgte Wörter leichter eine falsche Anwendung erleiden, so findet sich in den monseeischen Glossen die Tautologie: livolpuohhes, mit der Bedeutung: volumen libri. bôkareis des Ulfilas erhält sich bei Otfried und Tatian: buahari, scriba; das unter gleicher Bedeutung in der gl. monſ. angeführte puohmeistari ist schon eine Zusammensetzung. lesan kommt in dem heutigen Sinne vor und das méljan des

Ulfilas findet sich nicht mehr, doch aber målòn in der Bedeutung von zeichnen, bezeichnen, woher unser Denkmal, Malstein u. a. m.*). Dafür ist scrîban, das sich zunächst von dem latein. scribere ableitet, allgemein angenommen, auch daher scrîbari, Schreiber, beim Otfried gebildet. Ebenso finden wir im Nordischen skrifa, während das Angelsächsische auch dafür den eigenthümlichen Ausdruck writan (engl. to write), welcher gleich ist mit dem nordischen rita, nicht aufgegeben hat. Otfried hat, wie oben schon angemerkt ist, nur an einer Stelle das alte rizan gebraucht; im Mittelalter scheint

*) Ich finde noch im 13ten Jahrh. in der Weltchronik des Rudolf von Montfort das Wort målen, doch in besonderer Verbindung, für schreiben gebraucht. Saul läßt Samuels Leben mahlen, und dann heißt es weiter von ihm (Caſſ. Hſ. I. 72b): er

hiez dâ ze mâle
z'eime memoriâle
sînen nâmen mâlen dâ.

der Ausdruck nicht ganz vergessen, denn in der Maneß. Sammlung I. 29ª steht: "swaz dir ieman lobes rizze, daz ist eines schaten wanc" (S. Benecke Anm. zum Wigalois V. 10815). Unser heutiges: einen Riß, Zeichnung machen leitet sich gleichfalls davon ab.

8.

Runen bei Hrabanus Maurus.

In diese Zeit jedoch fällt ein deutsches Alphabet, das Hrabanus Maurus in seinem Tractat de inventione linguarum aufbewahrt hat. Es ist abgebildet in den opp. Hrab. M. Cölner Ausg. VI. p. 333. und damit übereinstimmend bei Goldast script. rer. alem. II. P. 1. p. 67. Einen Theil davon, nämlich nur die ersten funfzehn Buchstaben, offenbar aus einer andern aber unvollständigen Handschrift hat auch Lazius de gentium migrat. p. 514. bekannt gemacht. Beide Alphabete des Hrabanus und Lazius sind

wiederholt in Ol. Worm litteratura runica p. 46. 47, und in Hickes thes. III. tab. 1. *), ich liefre sie hier Taf. I., nur das erstere etwas verkleinert, ferner ein Alphabet aus Trithems polygraphia, wovon hernach das Nöthige vorkommen wird. Alle drei aber zur Vergleichung des hrabanischen Alphabets, wie es zwei Wiener Handschriften enthalten, nach Zeichnungen von J. G. **).

*) Hickes hat nach den 15. Runen des Lazius noch ein æ, das Zeichen wäre etwa das runische T, nur die beiden Seitenstriche bis unten verlängert. Wie ist das dazu gekommen? höchst wahrscheinlich durch einen Irrthum.

**) Den Codex 64. beschreibt Denis I. fol. 141., den Codex 828. aber I. f. 2977., jenen setzt er ins 11te, diesen ins 10te Jahrh. Da der Cod. 828. auch nur einen Theil enthält, indem das folgende Blatt fehlt und gerade nur so viel als Lazius, so sollte man meinen, Lazius habe diesen vor sich gehabt, allein es zeigen sich doch, wie man leicht bemerken wird,

Endlich aus einer zu Exeter aufbewahrten Handschrift des Hrabanus das dreifach aber ohne die Namen aufgestellte Alphabet, welches Hickes thes. III. tab. II. mitgetheilt hat; wir werden erst in der Folge Gelegenheit haben, es zu berücksichtigen *).

Die Worte, welche Hrabanus den Alphabeten beifügt und die in den Handschriften völlig übereinstimmend lauten, sind folgende: litteras quippe, quas (sic)

---

wieder Verschiedenheiten: X und Z vertauschen ihre Stellen. Goldast und das zweite Alphabet im Codex 64. stimmen zusammen, dagegen Trithem und das erste.

*) Ich merke hier nur an, daß das Runen-Alphabet, welches Hickes thes. I. p. 148. aus der Cotton. Hands. Vitellius A. 12. bekannt gemacht, mit diesem Hrabanischen vollkommen übereinstimmt und daher muß entlehnt seyn, weshalb ich auch keine weitere Abbildung davon liefere. Zwar hat es nur das erste und dritte, aber mit Recht, da das zweite von dem ersten nicht verschieden ist; dagegen enthält es noch weiter die nordischen Runen.

ntuntur Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus, infra ſcripta habemus: a quibus (Nordmannis) originem, qui theodiscam loquuntur linguam, trahunt. Cum quibus (litteris) carmina ſua incantationesque ac divinationes ſignificare procurant, qui adhuc paganis ritibus involvuntur. Daraus folgen drei wichtige Sätze: erſtlich, daß dies Alphabet für ein urſprünglich deutſches galt; zweitens, daß nur die, welche dem Heidenthum zugethan waren, ſich deſſen bedienten; und zwar drittens, zu einem beſondern Zweck, um ihre Gedichte, Zauberſprüche und Weiſſagungen damit aufzuſchreiben.

Bevor wir weiter gehen, iſt erſt ein Zweifel zu berückſichtigen. Es drängt ſich nämlich die Frage auf: ob dieſes Runen-Alphabet auch wirklich von Hrabanus Maurus herrühre? Es läßt ſich gar wohl denken, daß ein ſpäterer jenen von ihm aufgeſtellten Schriftzeichen noch andere vermißte zugefügt habe, und nun könnte

man geneigt seyn, die Runen, die Hrabanus selbst nicht gekannt oder geachtet habe, als einen solchen Zusatz zu betrachten; überdies wird sich hernach bei den Isidorischen Runen zeigen, daß ein ähnlicher Fall wirklich einmal statt gefunden. Hierzu kommt das fehlerhafte, ganz barbarische Latein der voranstehenden Bemerkung, wie es Hrabanus in diesem Grade nicht geschrieben hat. Indessen ist auf der andern Seite nicht zu übersehen, daß in wenigstens fünf und dazu unabhängigen Handschriften von den Werken des Hrabanus dieses Alphabet bereits gefunden ist, und offenbar als von ihm herrührend betrachtet wird. Will man nun annehmen, es sey von einem andern zugefügt, so könnte es dieser möglicherweise aus einem älteren Schriftsteller entlehnt haben, immer aber müßte es schon sehr früh geschehen seyn, da jene Handschriften nicht unmittelbar von einander abstammen und einige davon sehr alte sind: mithin

wenn auch nicht zur Zeit des Hrabanus, der bis in die Mitte des 9ten Jahrh. lebte, doch bald nachher. Dieser Punct ist aber für uns der wichtigste und nach der ausdrücklichen Verwahrung, daß ich den Zweifel ohne Entscheidung bestehen lasse, will ich das Alphabet in der Folge das deutsche des Hrabanus nennen; weiterhin wird sich noch eine genauere Bestimmung ergeben, wenn wir zu der Frage gelangen: welches Volk unter den Markomannen, denen es ausdrücklich zugeschrieben wird, zu verstehen sey?

Es enthält drei und zwanzig Buchstaben, ist mithin so vollständig als das lateinische, insofern vollständiger als es für das TH ein eigenes Zeichen hat. Diphthonge wurden damals ausgeschrieben, das V und W fehlt, über dieses wird hernach etwas angemerkt werden, jenes war überhaupt unnöthig, da es auf einem sehr feinen Unterschied beruhte *). Was die äußere

*) Deutsche Grammatik. 2te Aufl. S. 135.

Gestalt der Buchstaben betrifft, so zeigt sich auf den ersten Anblick eine auffallende Aehnlichkeit mit den nordischen Runen, deren Züge im Ganzen nur einfacher sind. Man muß bedenken, daß die nordischen, welche wir kennen, auf Stein eingehauen oder auf Holz eingeschnitten, die deutschen dagegen mit einer Feder auf Pergament gemahlt sind.

Vor einer Vergleichung beider muß ich folgendes über die nordischen Runen bemerken. Es giebt ein doppeltes Alphabet: ein engeres, einfacheres und ein vollständigeres, größeres. Das einfachere besteht aus sechszehn Buchstaben. Á. B. D oder TH. F. H. Í. K. L. M. N. Ó. R. Ý (ur). S. T. Ú. *) oder nach der

*) Der Accent auf den Vocalen bedeutet im Nordischen so viel, als sonst der Circumflex; es ist der breite, gedehnte Laut gemeint. — D oder TH heißt nur: die media und aspirata werden durch das-

alten Ordnung: F. Ú. TH. Ó. R. K. H. N. Í. Á. S. T. B. L. M. Ý. (ur). Das vollständigere hat außer diesen noch: Ð. (dh). D. E. G. P. V. Man führt auch wohl noch die Diphthonge Æ. Œ. Œ. ein runisches C. Q. X und Z auf, doch das sind unächte Runen, aus der spätern Zeit. Jene Laute haben indessen kein neues Zeichen erhalten, man hat das einfache Mittel gewählt aus jenen sechszehn einen verwandten Buchstab herauszunehmen und diesem einen Punct oder zwei zuzusetzen, weshalb sie Runen (stúngnar rúnir) auch die punctirten heißen. Gewöhnlich aber versteht man unter diesem Namen die viere: E. G. P. V die durch ein punctirtes Í. K. B. F gebildet sind und die nöthigsten waren. Der Verf. der Skálda

---

selbe Zeichen ausgedrückt, doch mag auf Runensteinen auch die tenuis für die med. gesetzt seyn, so wie sie durch eine punctirte ten. bezeichnet wird.

schreibt ihre Erfindung dem König Waldemar dem zweiten zu, so daß sie auch wohl Waldemars Runen genannt werden, allein mit Unrecht, denn sie befinden sich schon früher auf dem schleswig. Runenstein, den man mit Sicherheit in das Jahr 992. setzt. Auch ein Runenalphabet, das Montfaucon (palaeogr. graeca p. 292.) aus einem in Frankreich im Jahr 1022. geschriebenen Codex bekannt gemacht, enthält sie bereits *). Man nennt gewöhnlich das ein-

*) Es steht gleich am Eingange des Buchs, ohne weitern Zusammenhang damit. Ich habe es hier (Taf. III.) wieder mitgetheilt, da ich es auch sonst noch nicht berücksichtiget gefunden. Merkwürdig ist die doppelte Aufstellung. Erst die alten Runen in der alten Ordnung (nur für das TH ist leerer Raum gelassen); dann das vollständigere Alphabet aber in der Ordnung der lateinischen Buchstaben, die auch darüber geschrieben sind. Ungewöhnlich ist darin, daß das C das Zeichen des S hat, dafür S ein anderes, einen geraden Strich auf einem Circel,

fachere Alphabet das alte, und im Gegensatze das mit den punctirten Runen vergrößerte das spätere; es ist auch an sich richtig, nur muß man nicht vergessen, daß schon sehr früh und zu der Zeit, in welche man die ältesten Runensteine setzt, beide neben einander bestanden haben, wenigstens in Hinsicht der vier vorhin genannten punctirten Runen; völlig falsch ist die Behauptung, daß diese erst in der christlichen Zeit seyen hinzugefügt worden. — Unter den alten Runen fehlt das V: für die nordische Schrift ein so wesentlicher Mangel als bei dem E, da diese Laute ohne Zweifel zu der Zeit, wo man mit Runen schrieb, vorhanden waren; in den Runensteinen ist für jenes ein U gesetzt. Dem nordischen V entspricht unser W, für welches Ulfilas ein besonderes Zeichen hat; merkwürdig ist es aber, daß

wie es aber auch im Norden vorkommt. Das Z findet sich in Gestalt des lateinischen.

analog dem altnordischen in dem deutschen Runenalphabet gleichfalls das W fehlt, über welchen Umstand unten noch wird geredet werden. Daß man auch hier das Zeichen des U dafür setzte, läßt sich nur vermuthen.

9.
Vergleichung der deutschen und nordischen Runen.

Wir müssen aber beide Alphabete näher vergleichen. Erstlich was die äußere Gestalt betrifft, so findet sich in Hinsicht der alten Runen eine offenbare Uebereinstimmung. B. F. I. *) K (nämlich das nordische K ist mit dem deutschen C zusammenzustellen, das deutsche K, chilch, ist ein eigener Buchstab, der den Kehllaut CH auszudrücken scheint,) L. R. S. T. U. Y sind völlig gleich. S ist nur umgekehrt, wie man es im Norden auch findet, so

*) Es ist hier von einem î, û, ô, â, die Rede.

auch Y; bei H, N und O leuchtet die Verwandtschaft noch durch; von N findet sich überdies in den Runenvarietäten (S. die Tafel bei Ol. Worm litt. runica p. 60) ein ganz ähnliches Zeichen. Blos A, TH und M scheinen verschieden, doch bei TH kann man sich zwei gegeneinander geschobene nordische denken *), während das einfache Zeichen (welches jedoch vorhanden war und wodurch man D und TH unterschied?) nicht aufgeführt ist. — Dagegen bei den übrigen Buchstaben, die nicht zu jenen sechszehn alten gehören, zeigt sich

*) Es folgt daraus nicht, daß ein noch weiter verdoppelter Laut solle ausgedrückt werden, wie ja ein thth ein Unding wäre. Dagegen scheint, bei der natürlichen Scheu vor neuen Zeichen, das Umkehren und Verdoppelen eines schon vorhandenen ein zwar nicht ganz genaues, doch einfaches und natürliches Auskunftsmittel, wenn ein verwandter Laut soll dargestellt werden. Merkwürdig sind in dieser Hinsicht in dem Leerager Stein (Taf. VIII) die Zeichen pq und DC, wahrscheinlich für Linguallaute.

eine auffallende Verschiedenheit: das deutsche Alphabet hat nämlich, um sie zu erlangen, nicht bereits vorhandene Zeichen punctirt, sondern ganz neue, im Geist der Runen gebildet. Nur das Q scheint blos durch Umwendung des nord. K oder deutschen C entstanden. Diese Verschiedenheit beider Alphabete ist wichtig, denn sie zeigt die abweichende, eigenthümliche Fortbildung auf jeder Seite und leitet auf den Schluß, daß die Trennung aus der ursprünglichen, durch die alten Runen außer Zweifel gestellten, Gemeinschaft längst muß statt gefunden haben.

Noch bietet sich ein zweiter Vergleichungspunct dar. Die nordischen Runen haben nämlich eigene Namen, doch wohl zu merken, nur die sechszehn alten, die übrigen werden nicht besonders benannt. Sie enthalten jedesmal ihren Buchstab, den Vocal in der Wurzel des Worts, den Consonant im Anfang und bezeichnen sämmtlich eine der Betrachtung

vor allem nah liegende Sache, meist Naturgegenstände. Rask nimmt an, daß die Gestalt der Runen selbst diese Benennungen veranlaßt habe *), was ich jedoch bezweifle; es wird unten Gelegenheit kommen, etwas darüber zu bemerken. Glücklicherweise hat Hrabanus auch den deutschen Runen ihre Namen beigeschrieben. Sie sind bei den sechszehn alten größtentheils gemeinschaftlich, nämlich B. F. H. I. K. (als C.) **) L. M. N. R. U. wahrschein-

---

*) In der schwedischen Ausgabe seiner isländischen Grammatik. Stockh. 1818. Auch Ol. Worm litt. run. p. 87. 88 erklärt sie, doch allzu naiv, auf diese Weise. Ein nordisches Gedicht darüber, das er p. 95. 96. hat abdrucken lassen, theile ich in der Beilage (B.) im Original und in einer Uebersetzung mit.

**) Nämlich der Name des deutschen c. chên, cân ist höchst wahrscheinlich kein anderer als der für das nord. K, kön, kaun (ulcus). — Ebenso scheint der Deutsche für Q chon derselbe; es erklärt sich aus der nahen Verwandtschaft der

lich auch Y stimmen überein, und A. TH. O. S. T weichen ab. Dabei ist nicht zu vergessen, daß auch die Zeichen von A und TH verschieden waren, und einen besondern Grund kann es haben, daß bei S und T ein anderer Name vorkommt. Tag (T) könnte gar wohl der Name eines deutschen Gottes seyn; so gut als Tyr im Nordischen. Suhil, sugil (S) durch Schmuck, Edelstein erklärt (in welcher Bedeutung nämlich die Edda sigli gebraucht und im Angelsächsischen sigel vorkommt) darf als ein Bild, ein Ausdruck für Sonne, und so heißt im Nordischen der Buchstab, gelten. Ganz verschwände der Unterschied, wenn man sugil mit dem gothischen sáuil zusammenbrächte, wie merkwürdiger Weise beim Ulfilas neben sunnô noch die Sonne benannt wird.

---

drei Buchstaben. In dem Wiener Codex N° 277. heißt Q quirun, mola, welcher Name hernach bei den angelsächs. Runen sich erklären wird.

Für die spätern Runen findet sich, wie ein besonderes Zeichen, so auch ein besonderer Name. Auffallend ist es dabei, daß gerade diese, bis auf e h u (E), Pferd, und g i b u (G), Gabe, undeutlich und schwer zu erklären sind. Mehr davon bei dem alten Gedicht.

10.

Vergleichung der deutschen und angelsächsischen Runen.

Weiter halten wir unsere deutschen mit den angelsächsischen Runen zusammen. Wir kennen diese vorzüglich durch die Alphabete, die Hickes gr. anglosax. thes. I. p. 135. 136. und thes. III. tab. 3. 4 und 6. aus alten Handschriften bekannt gemacht hat, und wovon die drei wichtigsten unsere Taf. III. enthält.

Das erste aus einer Cotton. Handschrift (Otho B. 10.) wird von einem angelsächsischen Gedicht begleitet, das die

Namen der Runen erklärt und seiner Merkwürdigkeit wegen sammt einer Uebersetzung in der Beilage (A.) mitgetheilt ist. Ich habe folgendes zu diesem Alphabet zu bemerken: bei D und M sind die zwei lateinischen Buchstaben jedesmal zusammen beigesetzt, was aber nichts anders andeuten soll, als daß beide Runen in ihrer Gestalt so ähnlich sind, daß eine für die andere könnte angesehen werden. Bei dem Sylbenzeichen ing steht auf der andern Seite, wo der Name vorkommen und das Wort wiederholt werden sollte der Schreibfehler iug. ear die 5te Rune vor der letzten bedeutet auris und ist ebenso in den beiden andern Alphabeten geschrieben, sie soll den Diphthonglaut ea anzeigen; seltsam aber ist, daß noch ein tîr dabei steht (wie im zweiten Alphabet darüber) und auf der andern Seite car. Man würde geneigt seyn, darin einen Schreibfehler für ear zu sehen, wenn nicht in der Wiener Handſ. 277. zar vor-

käme, was aus jenem car entstanden ist, wenn auch, wie unten sich zeigen wird, auf falschem Wege. Es ist die letzte Rune die das Gedicht erklärt, die folgenden vier berührt es nicht, vielleicht weil sie überflüssige sind. Die erste von diesen ist ein Q und hat den Namen cweord. Ungeachtet sie in dem zweiten Alphabet denselben Namen trägt, glaube ich doch hier an einen Schreibfehler; cweord ist im angelsächsischen kein Wort, es muß cweorn, cwyrn, mola, heißen: nordisch qvörn. Ich beweise es mit der Wiener Handschrift N° 277. wo der Buchstab richtig quirun heißt, das Wort kommt vor bei Ulfilas: qwairuns; gl. doc. zuirn; gl. blas. kwirn; im plattdeutschen noch heute qwern für Mühle (bei Dähnert); in einer alten Urkunde bei Pistorius III. 578. quirnaha, d. i. Mühlbach. — Die nächste Rune ist K. wie sie im zweiten Alphabet ausdrücklich bezeichnet wird, hier steht es nicht dabei;

es ist das vorige Zeichen nur umgekehrt. Beide Buchstaben Q und K sind im angelsächsischen eigentlich überflüssig, ihr Laut wird durch C bezeichnet, das nämlich nicht wie das lateinische C, sondern wie ein K ausgesprochen wird. — Hierauf folgt die Rune stan d. h. Stein, lapis, sie steht wohl für den Zischlaut des starken S: TS, Z; er ist härter als S und weicher als unser Z und wird durch das Z beim Ulfilas und noch in der Sprache des Mittelalters bezeichnet; doch scheint sie auch als Abbreviatur gebraucht zu seyn. Endlich die letzte Rune gâr d. h. jaculum, scheint ein härteres G neben dem weichen der Rune gyfu und dem J der Rune jer anzuzeigen. — Im zweiten Alphabet aus einer andern Hs. derselben Bibliothek (Domitian A. 9.) sind größere Verwirrungen vorgefallen. Die Rune I hat einen falschen Namen: eac, sie muß unbezweifelt îs heißen, dagegen gebührt jener Name richtig geschrieben: eoh der bald darauf folgenden, die

hier fälschlich s i g e l heißt. Sigel nämlich bezeichnet das S; dies ist aber durch einen Schreibfehler ausgelassen und an seine Stelle, die letzte in dieser Reihe, ein R gesetzt, offenbar falsch, da dies schon vorher auf dem fünften Platz vorkam und r â d heißt; endlich steht auch das lateinische S unter dem falschen R. Weiter: die vorletzte Rune dieser Reihe, ein X, ist ohne Namen gelassen, er ist aber e o l x, i o l x und durch die Schuld des Schreibers herabgefallen in die zweite Reihe auf das K, das aber gar nicht so heißen kann, vielmehr, wie wir aus dem ersten Alphabet sehen, namenlos ist. Die dritte Rune der zweiten Reihe E hat fälschlich den Namen ê t h e l bekommen, sie heißt e h und ê t h e l gehört der achten Rune zu, die hier OE bezeichnet ist (wie im ersten Alphabet), um das in den Laut des E hinüber spielende O zu unterscheiden von dem vollen und breiten der Rune ô s. Der Name p r o, den die Ethelrune hier führt, ist sinn-

los. Auch ist mir dunkel, was das über der Rune jor noch stehende Wort orent soll. Dies Alphabet hat noch eine Rune mehr als das vorige, welches nur 33. enthält, nämlich die letzte, calc (sandalium?) genannt, die einen zu K. Q. und G gehörigen Kehllaut bezeichnet. In dem dritten Alphabet hat sie gerade das Zeichen, welches das K in dem zweiten hat, und welches wir in dem ersten, wo es gleichfalls hinter Q steht, auch für ein K. halten mußten. — Dieses dritte findet sich in einer Handschrift gleichfalls der Cotton. Bibliothek (Galba A. 2.) wo mehrere Runen-Alphabete aufgezeichnet sind, die sämmtlich Hickes Thes. III. Tab. VI. bekannt gemacht hat. Bei P ist der Name unvollständig geschrieben: peo.ih, es scheint mir ein r ausgelassen und peorch zu lesen. êthel ist in doppelter Form aufgeführt und hat mit dåg die Stelle getauscht. Auch findet sich hier ein Z, ohne Namen und offenbar aus

dem lateinischen Alphabet zugefügt, wie schon die den Runen ganz fremdartige Form beweist. — Außer diesen dreien hat Hickes tab. II. (Nr. 8. 9. 10. 11.) noch andere, in Handschriften entdeckte angelsächsische Runen-Alphabete mitgetheilt. Sie enthalten blos die Zeichen und stimmen darin im wesentlichen mit jenen überein; ich habe einige Varietäten daraus in die vergleichende Uebersicht (Taf. IV.) aufgenommen. Ein anderes aber mit fremden Namen steht auch tab. III. In jener Handschrift Galba A. 2. trifft man noch eins an mit Varietäten und Sylbenzeichen, die ohne Zweifel spätere Zusätze sind; für unsern Zweck ist es unnöthig die Untersuchung darüber auszudehnen. In eben dieser Handschrift, wo es offenbar Absicht war, die verschiedenartigen Runen-Alphabete, wohl alle bekannte, zusammenzustellen, findet sich ferner eins, dem eigentlich und noch sichtbar die Runen zu Grund liegen, die aber absichtlich

entstellt sind, um scheinbar neue Buchstaben zu liefern. Dies ergibt sich klar aus seiner Zusammenstimmung mit denselben Zeichen, die Hickes I. p. 168. aus einer andern Handschrift schon bekannt gemacht hatte, dort steht ausdrücklich eine Nachricht von dem Erfinder daneben: subito ex machinatione mentis suae formavit eas litteras. Zum drittenmal kommt dieses seltsame Alphabet vor aus einer Oxforder Handschrift bei Hickes thes. III. tab. II. N° 11. Wir können hier ganz darüber hinausgehen. Merkwürdig ist aber, daß in jener Hs. Galba A. 2. nach der angelsächsischen zugleich auch die nordischen Runen angegeben sind, und zwar die sechszehn alten in ihrer Ordnung und mit ihren Namen (TH demnach thurs und S sòl) und dahinter die spätern; auch enthält sie einen lateinischen Spruch mit nordischen Runen geschrieben, gleichsam als Probestück. Auch die Inschrift aus der Handschr. Caligula A. 15.

gehört hierher. In der Handschrift Galba A. 3. kommt gleichfalls das nordische Alphabet vor, aber in der heutigen Ordnung mit den punctirten Runen, doch ohne Namen; hierher gehören auch die Alphabete N° 1. 4. 6. 7. auf der zweiten Tafel bei Hickes. Es ergibt sich daraus, daß die Angelsachsen den Unterschied beider Alphabete gar wohl kannten.

Diese Bemerkungen konnten nicht in eine Vergleichung der deutschen und angelsächsischen Runen fallen, und mußten vorangehen. Es ergibt sich aber aus dieser sogleich eine noch größere Aehnlichkeit als mit den nordischen Runen und man kann, im Ganzen betrachtet, beide Alphabete für eins und dasselbe ansehen. Erstlich was die Zeichen selbst angeht, so stimmen von den sechszehn alten Runen nicht nur B. F. I. L. R. S. T. U (darin also alle drei Alphabete) zusammen, sondern auch A. M. N und O, wofür das nordische ein völlig oder zum Theil verschiedenes Zeichen

hat. Dagegen die übrig bleibenden TH. H und V sind auch hier im deutschen und angelsächsischen verschieden, doch gilt von dem TH was vorhin dem nordischen gegenüber bemerkt ist: es scheint nur ein verdoppeltes Zeichen. Die andern Runen sind im Angelsächsischen gleichfalls, nicht durch punctirte alte, sondern wie im Deutschen durch eigene Zeichen ausgedrückt. Hier könnte man noch einige Verschiedenheit sehen: das K (als C) hat an der deutschen Rune den Strich aufwärts, wie das nordische G. Dagegen das deutsche G ist ein sechseckiges Kreuz, dem nordischen Hagall ähnlich, im angelsächs. ein einfaches; doch finde ich auch dort als Varietät das sechseckige. Jene Unterschiede aber verschwinden in dem zweiten von Hrabanus mitgetheilten Alphabet. Uebrigens muß ich hier bemerken, daß in diesem Alphabet die Gestalt von K und R befremdend ist. Jene muß durch einen Irrthum, vielleicht des Schreibers,

entstanden seyn, diese aus Nachlässigkeit: die Biegung der zweiten Linie wurde übersehen und so mit kam die Form des runischen U heraus; dies ist um so sicherer anzunehmen, da gerade R zu den Runen gehört, die keine Varietäten zeigen, sondern überall in derselben Gestalt hervortreten. Zweifel über X und Z in diesem Alphabet werden in der Folge schicklicher geäußert werden.

Wir müssen noch die Namen vergleichen. In Hinsicht der alten Runen findet ein ähnliches Verhältniß wie bei den Zeichen statt. Nämlich B. E. H. I. K. (als C) L. M. N. R. U. Y. stimmen überein, werden also in allen drei Alphabeten auf gleiche Weise benannt. Ferner auch A. S. TH, in dem deutschen und nordischen verschieden, haben im deutschen und angels. denselben Namen, so daß sich beide darin dem nordischen entgegenstellen. T heißt hier tac und trennt sich insofern von dem nordischen und angels., allein es ist zu

beachten, daß eine angelsächsische Rune, mit dem Zeichen des deutschen thorn, gleichfalls dâg heißt, und wahrscheinlich das D im Gegensatz zu TH bezeichnet; es könnte also hier eine Verwechslung der Namen statt gefunden haben, indem im Deutschen die media nicht unterschieden wurde. In Hinsicht des O ist zu bemerken, daß es zwar das Zeichen vom angelsächs. ôs (welches das volle ô ausdrückt, daher es auch in den gleich näher zu beschreibenden St. Galler Runen oo bezeichnet wird), dagegen den Namen ôthil von dem zum E sich neigenden O, im Angels. êthel hat. — Was die spätern Runen betrifft, so stimmt E und G überein, die andern chilch, perch, helahe und ziu stimmen nicht, sind aber überhaupt in ihrer Bedeutung dunkel; in ziu könnte der eigentliche Name der tenuis stecken, dem angels. tî entsprechend *), denn das Zeichen ist als Z verdächtig, wovon unten mehr vorkommen wird.

*) Nach der Bemerkung in der deutschen Gr. 2te Aufl. S. 151.

11.

Runen-Namen in einer Handschrift zu Wien.

In einem Wiener Codex aus dem 10ten Jahrhundert N° 277. f. 39. welcher eigentlich die Briefe des Bonifacius enthält und welchen Denis I. 1002b beschreibt, werden die blosen Namen der Runen angegeben. Sie können erst unten näher beleuchtet werden, doch müssen wir hier schon Kenntniß davon nehmen. Sie lauten folgendergestalt:

asc. berc. can. donr (l. dorn.). ehu. feli (l. feh.). gip. hagal. is. ker. lagu. man. not. os. pert. quirun. rat. suigil. tac. ur. ilc. ian. zar.

12.

Runen in einer Handschrift zu St. Gallen.

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung zweier Runenalphabete, die sich in einer St. Galler Pergamenthandschrift vom

10ten Jahrh. *) erhalten haben. Eine Abbildung liefert Taf. II. Sie folgen unmittelbar aufeinander, wie bei dem Hrabanus, und ebenso sind auch dem zweiten keine Namen beigeschrieben. Dagegen zeichnen sie sich von jenen in verschiedenen Rücksichten aus. Das zweite schon dadurch, daß es von einigen Buchstaben Varietäten liefert, bei G hat es fast ganz dasselbe Zeichen zweimal, bei S ein etwas verschiedenes. Sodann ist das erste (nicht aber das zweite), sehr merkwürdig, in der alten Ordnung der Runen, die mit F anfängt und mit Ý schließt, (S. oben S. 86.) aufgestellt. Für den Norden geht sie hervor aus der Ordnung der alten Gesetze, dem Sonntagsbuchstab und der güldenen Zahl. Zwar sind hier die neuen Runen hineingerückt, allein nimmt man sie heraus, so stellt sich jene Ordnung

*) N° 270. in 4to pag. 52. unter andern Dingen. Hr. Prof. Mone hat sie dort entdeckt und mir zu freiem Gebrauch freundschaftlich mitgetheilt.

wieder dar, außer daß M vor L steht, und A, das vor S seinen rechten Platz hat, hier den vorletzten einnimmt. Die Rune chilch hat das Hraban. Alphabet allein, hier findet sie sich nicht wieder, dagegen sind diese in andern Stücken reicher. Es ist darin ein dreifaches T, aspirata, media und tenuis, nämlich thorn TH, tag (l. dag) D, und tî T; und zwar, wie man aus der vergleichenden Tabelle sehen kann, mit Verwechselung der Zeichen, nämlich was hier tag heißt steht im hraban. Alphabet als thorn u. s. w. Ferner ist darin ausgedrückt: das einfache A asc, und ein eigenes O ôdil*), (denn âc und oos bezeichnet das

*) Der Laut von ôdil macht Schwierigkeit. Das hochdeutsche Wort ist uodal, uadal, und insofern kein Zweifel, daß es uo, ua bezeichnen müßte, in keinem Fall das ô der ôsrune seyn könnte. Jenes uo entspricht aber dem gothischen ô, so wie dieses wiederum die Gestalt der ôdilrune hat. Vergl. darüber die deutsche Gr. S. 39. und 94. Dagegen steht jedoch, daß wir bei der sonstigen Verwandtschaft der St. Galler

breite oder doppelte), so wie ein dünnes I ih, welches fälschlich als K aufgestellt ist *). Ferner die Sylbe inc; ein Laut, der zwischen dem I und G liegt, J, wie der Name der Rune schon ausweist: gêr, bei Ulfilas, jêr, Jahr; das bei Hrabanus vermißte W; endlich ein Zeichen, das Z seyn soll und aer genannt ist, auf welches wir unten zurückkommen werden. — Außer dem vorhin angezeigten Fehler bei der Rune ih ist noch anzumerken, daß das Y fälschlich in dem ersten St. Galler

und der angels. Runen auf diese zurücksehen müssen, und hier ist die Bedeutung E, OE, da die Rune êthel, oethel, heißt, gewiß. Ferner in dem Leerager Denkmal wird (Tab. VIII.) das lesbare Wort rûnor mit ôdil geschrieben, mithin ist o nicht ô gemeint, ebenso in dem Norweger Stein (Tab. VIII.) thoran, welches kein ô hat, dagegen aber auch ton für tûn. Die Schreibart eines Runensteins entscheidet freilich nicht viel.

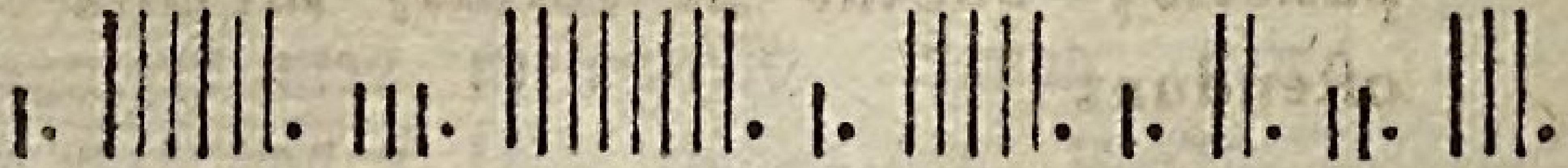
*) Den Beweis davon, der nicht unwichtig ist, liefert die folgende Anmerkung.

Alphabet durch ein Q bezeichnet ist; das W aber, wegen seiner dem D ähnlichen Gestalt in dem zweiten (nach dem lateinischen geordneten), wirklich neben das D gestellt und als ein solches bezeichnet ist, gleichsam als eine Variante *).

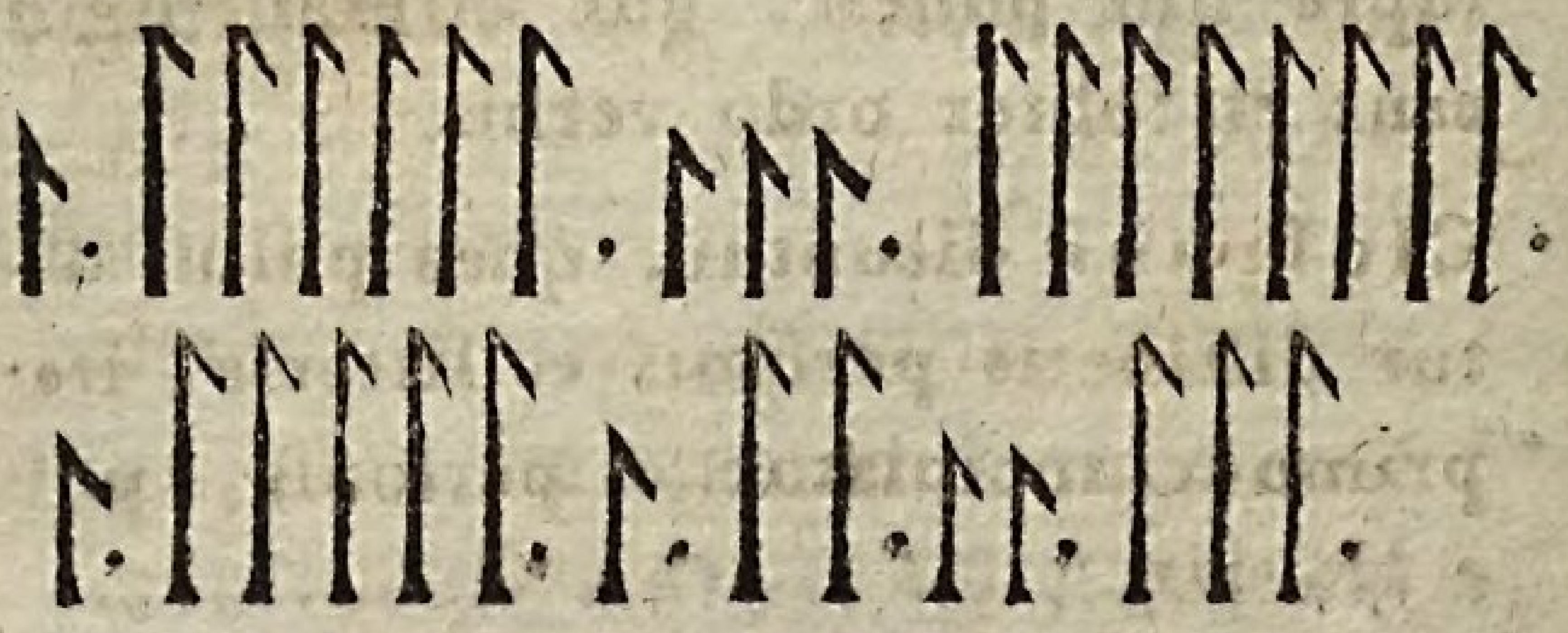
---

*) Unmittelbar auf die beiden Alphabete folgt in der St. Galler Handſ. noch folgendes:

iis-runa dicuntur, quae .|. litterâ per totum ſcribuntur, ita ut quotus verſus ſit primum brevioribus .|., quae K (C?) littera ſit in verſu, longioribus .|. ſcribatur. Ita ut nomen corvi ſcribatur his litteris ita:



Lagoruna dicuntur, quae ita ſcribuntur per l. litteram, ut nomen corvi:



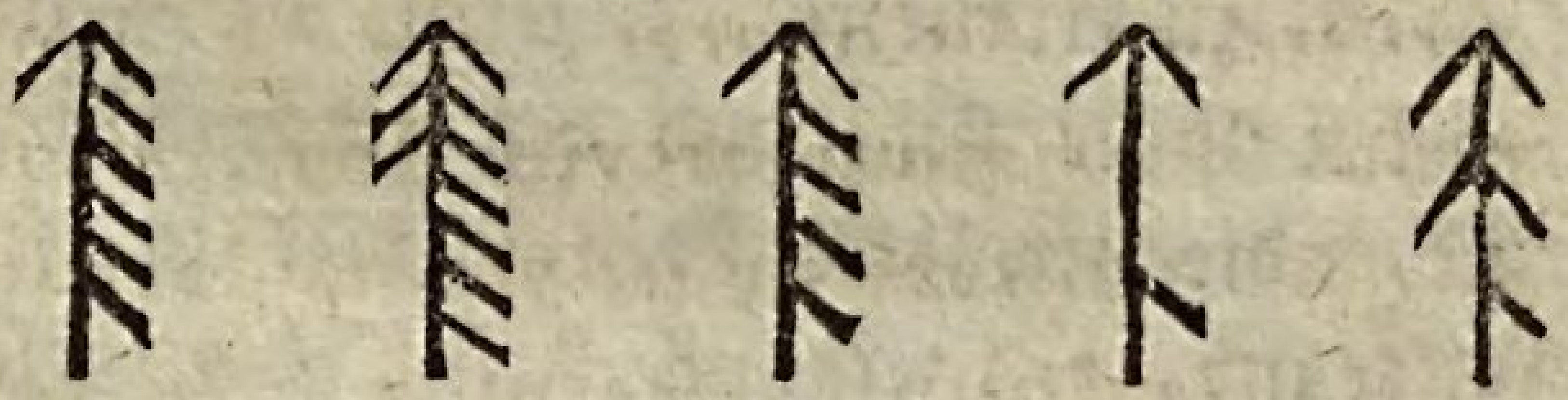
13.

Runen in einer Handſchrift aus Tegernſee.

Auf der Bibliothek zu München wird eine dem Kloſter Tegernſee urſprünglich

---

Hahalruna dicuntur iſtae, quae in ſiniſtra parte quotus verſus oſtenditur et in dextera, quota littera ipſius verſus ſit.



Stofruna dicuntur, quae ſupra in punctis, quotus ſit verſus, ſubtiliter oſtendunt

•   •••   •   •   ••

••• ••• ••• ••• ••• ••••• •• •••

ſed aliquando mixtim illas faciunt, ut ſupra ſint puncti, qui litteram ſignificant et ſubter ordo verſûs.

Clofruna dicuntur, quae pulſu efficitur diſtinctis perſonis et litteris, ita ut primum incipiatur a perſonis, poſtea a litteris.

zugehörige Handschrift aus dem achten Jahrhundert bewahrt, die ein Runen=Al=

Es ist eine Geheimschrift, die ihren Schlüssel in dem in drei Linien aufgestellten ersten St Galler Runenalphabet hat. In welcher Reihe der verlangte Buchstab sich findet und der wievielte er darin ist, wird durch die Anzahl und größere und kleinere Form einer und derselben, wahrscheinlich ganz willkürlich gewählten, Rune ausgedrückt. Um das gegebene Beispiel corvi zu erläutern, so wird, da C in der ersten Linie steht und der sechste Buchstab ist, die gewählte Rune (hier zuerst die Eisrune, I.) einmal klein, dann sechsmal groß hingesetzt. Da O in der dritten Linie den vierten Platz hat, so müßte itzt die Rune dreimal klein und viermal groß stehen; hier ist aber ein Fehler gemacht, sie steht doppelt, also achtmal, und gar bei der Hahalrune nur siebenmal und bei der Stofrune neunmal. Das übrige trifft ein und wäre in Zahlen also auszudrücken R=1,5. V=1,2. I.=2,3. Das Beispiel ist noch mit L, wie es scheint mit T, obgleich Hahal (Hagal?) unpassend ist und zum H gehört, endlich auch mit blosen

phabet enthält. Dieses hat Hr. Prof. Radlof in seiner "Schreibungslehre der teutschen Sprache" insoweit bekannt gemacht, als er es mit einer kurzen An-

---

Puncten ausgeführt. Man sieht, wie unbehülflich diese Geheimschrift ist, doch bleibt es immer ein merkenswerthes Beispiel von dem Gebrauch der Runen; auch geht daraus der Beweis hervor, daß in der zweiten Reihe die dritte Rune kein K, wie sie in beiden Alphabeten fälschlich heißt, sondern, wie auch ihr Name andeutet, ein I ist und zwar ein einfaches im Gegensatz zu dem i der Eisrune. — Noch bemerke ich zu den Stofrunen, daß Hrabanus Nachricht von einer freilich auch leicht zu entzifferndern Geheimschrift gibt, wornach statt der Vocale eine gewisse Anzahl Puncte gesetzt, die Consonanten übrigens beibehalten wurden. I hatte den ersten Platz und einen Punct, A zwei, E drei, O vier und U fünf. Ein gegebenes Beispiel ist in dem Nouveau traité de Diplomatique P. III. p. 509. 510. erläutert.

merkung in die jenem Werke beigefügten "alterthümlichen Schrifttafeln" eingeführt hat. Von dem eigentlichen Inhalt der Handschrift, ob das Alphabet damit in Zusammenhang steht, ob dabei die runische Folge beobachtet und die lateinische erst hier angenommen ist, wie man wohl vermuthen darf, davon wird nichts gesagt *). So viel sich aus dieser Mittheilung ersehen läßt, gehört dies Alphabet in eine Reihe mit dem so eben besprochenen St. Galler. In den Zeichen selbst ist nur einiges und zwar unwesentliches abweichend, so sind z. B. bei dem H die Queerstriche übermäßig verlängert. Sonst wäre folgendes anzumerken: das A ist das breite noch mit einem Strich versehene â, âc (Eichbaum), das hier den Namen agcar (Ecker? Eichel, nord. akarn,

*) Ich habe mich um nähere Nachricht vergeblich nach München gewendet.

goth. akran) hat. B heißt beric; das angelsächsische beorc. C, cên, ist doppelt aufgeführt, als C und Q, ob auch im Original, muß dahin gestellt bleiben; ebenso wem dai für dac (D), wenn es ein Schreibfehler ist, zur Last fällt. heih bei H für hagale ist ohne Zweifel falsch. Die Rune gêr, (J) heißt kêr und hat hier den Platz von K erhalten, welcher Laut aber der Rune cên zugehört. net (N) steht für nôt. S heißt sil, welches wohl eine Abkürzung von sigil seyn soll. Das W fehlt. Bei X ist das angelsächsische iolx in das völlig unverständliche elecd entstellt; das Zeichen selbst ist wie im St. Galler Codex ein liegendes Kreuz, nur daß noch ein feiner Perpendicularstrich hindurch geht; außerdem ist hier ganz befremdend ein Zeichen, das dem lateinischen A gleicht, daneben gestellt.

14.

Runen des Beda.

Joh. Trithem theilt in seiner Polygraphie *) ein alphabetum Nortmannorum mit, welches sichtbar Zusammenhang mit den deutschen Runen hat und also von uns nicht darf übergangen werden. Er schreibt es den Normännern in Frankreich zu und behauptet, daß es durch Beda sey überliefert worden. In dieser Eigenschaft findet man es wieder bei Worm litt. run. p. 49., bei Hickes thes. III. tab. II. und andern aufgeführt. Beide Angaben wären wichtig, wenn sie Wahrheit enthielten, aber die erste ist eine blose, leicht zu erklärende Vermuthung, die andere ruht, wie ich glaube, auf einem Irrthum. Ich habe in den Werken des heil. Beda nichts von diesem Alphabet entdecken können, schwerlich wäre

*) Argent. 1600. p. 594. Zuerst 1518. fol.

auch eine so wichtige Stelle bis jetzt unbeachtet geblieben. Daher vermuthe ich, daß es sich folgendergestalt verhält. Es liegt eigentlich das Alphabet des Hrabanus zu Grund, und dessen Nordmanni sind durch Normänner in Frankreich, als die bekanntesten, erklärt, er selbst ist aber mit Beda verwechselt worden. Man wird bei genauer Betrachtung (Taf. I.) leicht finden, wie die Züge da, wo sie abzuweichen scheinen, dennoch mit jenen markomannischen verwandt sind. Das B ist nur umgekehrt; bei H fehlt ein Queerstrich; bei T ist unten der Strich verlängert und der obere gerad gezogen, wodurch ein dem Geist der Runen fremdes, aus Horizontallinien gebildetes Zeichen entstanden ist. Dagegen als Z ist das einfache T hingestellt, ein Umstand, der, wie sich unten ergeben wird, von Wichtigkeit seyn kann. Uebrigens ist auch zu bedenken, daß wir grobe, die Zeichen schon von selbst entstellende Holzschnitte

vor uns haben. Auf keinen Fall könnte Beda das W in dieser Gestalt gehabt haben, wahrscheinlich fehlte es so gut als bei dem Hrabanus in dem Vorbilde, und um diesem Mangel abzuhelfen, setzte man es zu; daß dafür unser späteres, aus der Zusammensetzung von UU entstandenes, Zeichen beibehalten wurde, ist wenigstens nicht sehr geschickt. Das M ist vielleicht abgeändert, weil man gesehen, daß es mit dem TH beinahe eine Gestalt hatte. Neben diesen ungünstigen Vermuthungen verdient dies Alphabet doch Rücksicht, weil es offenbar nicht aus dem Hrabanus, wie wir ihn kennen, entlehnt ist, sondern ein etwas verschiedenes Vorbild muß gehabt haben. Wenn man die übrigen, namentlich die angeblich altfränkischen Alphabete betrachtet, die in der Polygraphie außerdem mitgetheilt sind, so könnte man keinem die Behauptung verargen, Trithem sey selbst Bearbeiter dieser Runen gewesen, und habe den

Hrabanus mit Beda verwechselt. Indessen hat Herr Professor Radlof in den schon genannten "Schrifttafeln" diese Buchstaben nicht allein, wie seine Vorgänger, als ein Alphabet des heil. Beda, sondern auch "ebenfalls als Schreibzüge jener Nordmannen" (d. h. der Markomannen des Hrabanus) aus einer Münchner Handschrift aufgestellt. Es finden sich einige Abweichungen von den Zügen bei Trithem, eine wesentliche Veränderung ist aber, daß das Z hier als ein TH vorkommt, falls sie nicht aus der Anordnung des Herausgebers geflossen ist. Es wäre wichtig, etwas von dem Alter der Handschrift zu wissen, ob sie die Quelle Trithems gewesen, und ob sie selbst auch den Nordmannen dieses Alphabet zuschreibt, allein es ist nichts darüber gesagt *).

*) Ich habe von München her keine Auskunft erhalten können.

15.

Uebereinstimmung der St. Galler und Angelsächsischen Runen.

Bei der Vergleichung des hraban. Alphabets mit dem angelsächsischen ist schon eine Uebereinstimmung bemerkt worden, sie wird viel auffallender bei den St. Galler Runen, deren sämmtliche Eigenthümlichkeiten und Abweichungen, der größere Reichthum an Zeichen, welche feinere Unterscheidungen verwandter Laute enthalten, manches Einzelne in der Form der Buchstaben selbst, sich in dem angelsächsischen wiederfinden. Man wird dies am besten aus der vergleichenden Tabelle (Taf. IV.) sehen, in welcher jedoch die in den Quellen bemerkten Irrthümer verbessert sind. Verschiedenheit machte etwa, daß die Zeichen von âc und asc verwechselt sind, was ich aber für einen blosen Schreibfehler halte, das richtige liegt am Tage.

Sonst wäre noch anzuführen, daß sich die angelsächsische Rune stan im St. Galler Alphabet nicht findet, und die Rune X zwar im Namen elux mit dem angelsächsischen iolx, von dessen Bedeutung noch die Rede seyn wird, Verwandtschaft erkennen läßt, im Zeichen aber nicht; vielmehr gleicht sie hierin völlig dem lateinischen X. Entscheidend aber für die Uebereinstimmung mit dem angelsf. ist der Umstand, daß die ganze Folge des St. Galler Alphabets, wornach die alte Ordnung der sechszehn alten Runen zu Grund liegt, die neuern aber hineingetragen sind, dieselbe ist, die wir in den beiden angelsächsischen Alphabeten beobachtet finden.

Zu allem diesem kommt die Aehnlichkeit in dem Gebrauch der Runen und ihrem Verhältniß zu der lateinischen Schrift. Es gibt nämlich kein schriftliches Denkmal der Sachsen aus ihrer heidnischen Zeit, insgesammt heben sie erst nach ihrer Bekeh-

rung zum Christenthum an. Die frühsten aber aus diesem Zeitpunct bedienen sich schon des lateinischen Alphabets und man kennt kein einziges, das mit Runen geschrieben wäre. Hingegen sind in das lateinisch-angelsächsische Alphabet zwei Runen übergegangen: thorn (TH) und wen (W), ohne Zweifel weil dafür das lateinische keine Zeichen bot. Diese beiden also kamen nie aus dem Gebrauch, außerdem erhielt sich daneben noch das ganze Runenalphabet, aber in einem eigenen Verhältniß: es galt nämlich als ein besonderes und geheimes, das nur zwischen der gewöhnlichen lateinischen Schrift, wenn man etwas verborgenes und mystisches mittheilen wollte, in Anwendung kam. Hickes hat eine solche angelsächsische Handschrift thes. III. tab. IV. V. VI. in einer Nachzeichnung vollständig geliefert, wo Runen untermischt sind. Es werden hier Räthsel z. B. Beschreibung eines Ungeheuers aufgestellt,

deren Auflösung runisch dabei geschrieben ist. — Hält man damit zusammen, was Hrabanus über den Gebrauch des markomannischen Alphabets bemerkt, so sehen wir ein ähnliches Verhältniß. Es wurde von Heiden, also ausnahmsweise, während zu gleicher Zeit daneben das lateinische bei den Christen im Gebrauch war, angewendet und zwar zu heidnischen Zaubersprüchen und Weissagungen, also zu ihren Mysterien. Und das trifft mit der nachgewiesenen Bedeutung des Worts Rune von Geheimniß, Zauberei, in der germanischen Sprache zusammen. Im Norden waren gleichfalls die Runen auf Grabsteinen, hölzernen Kalenderstäben, Erz und in Stickereien neben der gewöhnlichern lateinischen Schrift üblich.

16.

Abstammung und Verwandtschaft der nordischen, deutschen und angelsächsischen Runen.

Wir haben die drei Runenalphabete, das nordische, deutsche und angelsächsische verglichen und ihre Verwandtschaft gefunden. Es entsteht jetzt weiter die schwierige Frage: wie wir uns die Entstehung dieses Verhältnisses und die Abhängigkeit des einen von dem andern vorstellen müssen? Wir gehen von dem Grundsatz aus, daß das einfachste Alphabet das älteste sey; dem gemäß sind wir genöthigt, den sechszehn alten Runen, und zwar nach ihrer eigenthümlichen, alten Ordnung, deren Ursache, so viel ich weiß, noch nicht entdeckt ist, den Vorrang zu geben. Man erlaube zuvor einige allgemeine Bemerkungen über dieses Alphabet. Man hat damit angefangen zu unter-

suchen, ob die Laute, die es enthält, den Lauten der nordischen Sprache, so weit man aus der gegenwärtig noch lebenden und den alten Sprachdenkmälern Kenntniß derselben erlangen konnte, entsprächen. Da sich aber bald gefunden, daß manche, sogar hauptsächliche fehlten, so hat man den Schluß gemacht, die Runen seyen ihrem Ursprunge nach einer andern Sprache bestimmt gewesen und nur gewaltsam auf die nordische angewendet worden. Auf diesem Wege gelangt man aber nicht weiter, denn die Sprache für welche sie angemessener seyn sollen, findet sich nirgends, wenigstens daß es die deutsche nicht ist, wie Ihre auszuführen suchte *), wird sehr bald klar. Ich glaube, richtiger geht man davon aus, in den alten Runen die Elemente und Grundlage eines Alphabets zu erblicken, welches jener

*) De runarum patria et origine, wovon ein Auszug in Schlözers nordischer Geschichte steht.

großen Völkergruppe, die aus Mittelasien sich auf der einen Seite in dem Bereiche der Altgriechen, auf der andern durch das ganze nordöstliche Europa entwickelte, mitgegeben war. Untersuchungen von ganz verschiedenen Standpuncten führen darauf hin, daß eine uralte Gemeinschaft zwischen diesen Völkern gewaltet hat, wovon die Geschichte zwar nur Andeutungen gibt, die aber noch jetzt in Sprachen, Sitten, Gesetzen, religiösen Anschauungen, kurz in allem, was an die unvergängliche Idee geknüpft ist, sichtbar durchbricht. Aus jener Zeit nun, glaube ich, stammt auch die Kenntniß der Schrift, wie wir sie bei all diesen Völkern bemerken. Noch weiter hinauszublicken, brauchen wir uns hier nicht zuzumuthen; wir begnügen uns mit der Annahme, daß jene einfachen Elemente, bei welchen von einer vollständigen Erfassung der Sprachlaute nicht die Rede seyn konnte (denn der frühe Ausdruck der Idee sorgt niemals um das

Gepräge), allen Gliedern der großen Familie, als sie sich zu selbstständiger Fortbildung absonderten, schon bekannt gewesen. Es erscheint hier nicht blos zufällig, daß das altgriechische Alphabet wie das altnordische nur 16. Zeichen besaß, und keineswegs kann man die Hoffnung eitel nennen, aus Asien weitere Aufklärungen auch über die Runen zu erhalten. Höchst merkwürdig sind in dieser Hinsicht die Inschriften auf Grabsteinen am Jeniseistrom in Sibirien, die Pallas *) bekannt gemacht, und jenes obeliskenartige Denkmal, das man daselbst in einer Steppe zwischen hohen Grabhügeln entdeckt hat: auf der ganzen Fläche des weißen Steins ist Schrift eingegraben, und in dem noch nicht verwitterten Theil kommen Buchstaben vor, die eine nicht abzuleugnende Aehnlichkeit mit Runen haben. Man erkennt sie auch wieder auf

---

*) Neuste nordische Beiträge. I. 237 ff.

einem Geräth, das in einem der alten Hügel *) dort gefunden war.

Es wäre an sich nicht ungereimt zu glauben, die Deutschen hätten so gut, als die Nordländer, diese ersten Grundzüge der Buchstabenschrift mit aus den asiatischen Stammsitzen gebracht, und beide wären insoweit unabhängig von einander. Indessen liefert eine genauere Untersuchung das Ergebniß, daß die sechszehn altnordischen Runen Grundlage der deutschen und angelsächsischen sind. Es folgt zunächst aus den eigenthümlichen Namen, die sie führen. Diese sind, wenn gleich an sich alt, doch ohne Zweifel jünger als die Zeichen selbst und erst im Norden entsprungen. Es wäre möglich, daß sie zum Theil auf ältern beruhten, doch das bleibt immer nur

*) S. die Abbildungen und Beschreibungen in Strahlenbergs nordöstl. Theil von Europa. S. 409. 410, und S. 356. Taf. 5.

Vermuthung und macht hier nichts aus, wo wir uns an die letzte nordische Form halten; einige könnten auch falsch ausgelegt seyn, so wie man z. B. glauben dürfte, reid (R) würde besser durch fulmen, was das Wort auch heißt, mit Anspielung auf Thor, den Blitz-Schleuderer erklärt seyn, als durch equitatio, welches schon einen abgezognen Begriff enthält. Die Abhängigkeit erstlich der angelsächs. Namen von den nordischen ist aber klar. Wir finden bei C d. i. K den Namen cên wieder, offenbar das nordische kôn (K): dieses Wort aber ist in dem Angelsächsischen nicht weiter vorhanden. Ebenso verhält es sich mit ós (Ó) und ýr (Ý); jenes wird daher in dem altangelsächs. Gedicht durch Mund, nach dem lateinischen os erklärt, ganz gewiß aber nicht aus dem an sich nicht verwerflichen Grunde, weil beide Wörter ursprünglich eins und dasselbe seyn könnten, sondern weil der Dichter das Wort anders

nicht verstand. Ein zweiter Beweis der Abstammung liegt darin, daß das angelsächs. Alphabet die alte Ordnung der Runen (mit Einmischung der spätern) beibehalten hat; dies kann für keinen Zufall gelten.

Für die deutschen Runen folgt die Abhängigkeit gleichfalls aus dem beibehaltenen Namen chên (K) und huyri (Y). Beide Wörter kommen, so viel ich weiß, in keinem altdeutschen Denkmal vor und scheinen der nordischen Sprache ausschließlich eigen zu seyn; schwer ist es überdies, die Wurzeln davon anzugeben. Auch ist hier wichtig, daß die deutsche Sprache jener Zeit das Y nicht nöthig hat (wie schon in einer andern Rücksicht angemerkt ist), dagegen die nordische allerdings, welche durch diese Rune den Laut ů (wie im Griechischen) bezeichnete. Außer dem K finden wir in den deutschen Runen auch ein Q; das Zeichen ist überflüssig und erst durch fremde Wörter ein-

geführt, es wurde aber hier wegen Verwandtschaft der Laute der nordische Name des K beibehalten, denn es ist schon oben bemerkt, daß ch ö n bei Hraban. schwerlich etwas anders als k ö n ist. Sodann läßt sich nur durch diese Abhängigkeit noch eine Eigenthümlichkeit erklären, deren auch schon oben gedacht ist, daß nämlich wie den alten nordischen Runen so auch dem Alphabet des Hrabanus ein Zeichen für den Laut des W fehlt. Ulfilas hat bereits eins dafür.

An den obigen Satz schließt sich der weitere: die Runen des St. Galler Alphabets stammen von den angelsächsischen ab. Man wird ihn leicht zugeben, da der Beweis schon vorhin, wo beide mit einander verglichen wurden, zum Theil geführt ist; es zeigte sich die größte Uebereinstimmung, wobei besonders hervorzuheben ist, daß dieselbe eigenthümliche Ordnung, in welcher wir das erweiterte angelsächsische Alpha-

bet aufgestellt finden, auch in dem St. Galler beobachtet ist. Hierzu kommt noch folgendes, was wohl jeden Widerspruch hebt. Die Rune W im St. Galler Alphabet führt den Namen huun, das ist das unverstandene angels. wên, diesem entspricht aber an sich das altdeutsche wân, Glaube, so daß, wenn die Rune einheimisch gewesen wäre, uuân hätte dastehen müssen. Wollte man inzwischen einen Schreibfehler annehmen, so ist endlich der Name elux (X) entscheidend; dies ist kein deutsches Wort, sondern aus dem angelsächsischen iolx entstanden und auch iolx ist dort nicht einheimisch, sondern höchst wahrscheinlich, wie noch unten wird gezeigt werden, gälischen Ursprungs. Auch die schon oben berichtigten Schreibfehler erklären sich aus dem Mißverstand des Originals. Das angels. C machte der Schreiber erst zu einem latein. C. Da nun kein K mehr da war, bestimmte er die Rune eoh dazu. Gleichfalls das

Y (denn die deutsche Sprache braucht den Buchstab nur in fremden Wörtern, Ulfilas drückt den Laut durch das Zeichen des V oder W aus) zu einem Q, das auch nicht vorhanden war. Endlich wurde das W seiner äußern Gestalt wegen in dem zweiten St. Galler Alphabet für ein TH genommen. — Hier werden auch die Runen-Namen der Wiener Handschrift 277, die oben (S. 106.) mitgetheilt sind, wichtig. Sie zeigen den angelsächsischen Ursprung ganz deutlich, wobei man zugleich erwägen muß, daß sie sich in den Werken des angelsächsischen Priesters Bonifacius befinden. Der Schreiber hat die Runen in die lateinische Buchstabenordnung eingepaßt. Gêr (J) hat müssen an die Stelle von K treten, aus iolx ist ilc geworden, ian vielleicht aus yr entstanden, das auffallendste bleibt aber das letzte zar. Das angelsächsische hat kein eigentliches oder runisches Z, nun hat der Schreiber die Rune,

die wir im Angelſ. auch câr genannt finden, als zâr dafür hingeſtellt, indem er nämlich aus Irrthum das angelſächſiſche C, das wie K lautet, ſo ausſprach, wie nach moderner Weiſe wir das lateiniſche C ausſprechen, alſo wie ein Z *). Auch das Münchner Alphabet iſt angelſächſiſchen Urſprungs. — Es iſt nichts wahrſcheinlicher, als daß es angelſächſiſche Prieſter waren, die dieſe Runenalphabete herüberbrachten. Auch ſehen wir im Hildebrands-Lied das angelſ. W eingeführt und im

*) Die älteſte Nachricht von der Ausſprache des lat. C als Z findet ſich in einer Stelle des Iſidor (vgl. K. L. Schneider lat. Gramm. I. S. 247.) Das Zeugniß, das aus unſerer Bemerkung ſich ergibt, iſt zwar ſpäter, verdient aber doch berückſichtiget zu werden. Dagegen die Angelſachſen hatten, als ſie das lateiniſche Alphabet annahmen, noch den richtigen Laut von C empfangen, indem ſie ſelbſt ci wie ki nicht wie zi ausſprachen.

Weßobruner Gebet die angelſ. Abbreviatur für und gebraucht *).

Auf dieſe Betrachtungen geſtützt, könnte man der Meinung geneigt ſeyn, die Deutſchen hätten erſt durch die Angelſachſen die Runen kennen gelernt; die Angelſachſen aber ſie aus dem Norden erhalten, zu der Zeit, wo ſie überhaupt ſich der Schrift zu bedienen anfingen; darauf das Empfangene erweitert und in dieſer Geſtalt den Deutſchen überliefert. Allein es iſt gewiß, daß die Angelſachſen, bevor ſie das lateiniſche

---

*) Wenn daher Bonifacius ſagt, er habe mit vaterländiſchen Buchſtaben (paternis litteris) geſchrieben, ſo iſt ohne Zweifel das lateiniſch-angelſächſiſche Alphabet gemeint. Daß man ſich deſſen auch neben dem gewöhnlichen zu St. Gallen bediente, iſt gewiß, man hatte dort, nach dem alten Catalog, fünf und zwanzig Hſſ. dieſer Art: libri ſcottice ſcripti. Ildefons von Arx Geſch. von St. Gallen I. 190. Note b. 191. Note e.

Alphabet annahmen, schon die Runen kannten und gebrauchten; es geht daraus hervor, daß sie, wie schon bemerkt ist, zwei derselben, thorn (TH) und wên (W) beibehielten und in das lateinische Alphabet aufnahmen; ferner, daß wir bei ihnen die alten auf Runen sich beziehenden Ausdrücke, staef (Pl. stafar), writan und bôc finden, da sie sonst die lateinischen: littera, scribere, liber, (gleich den Ersen), würden aufgenommen haben. Hierzu kommt, daß unter den vier Runenbuchstaben, die wir bei dem Ulfilas entdeckt, zwei sind, die sich nur in dem deutschangelsächsischen, nicht im nordischen Runenalphabet finden, nämlich ôthil (O) und wên (W). Bedenken wir endlich, daß die Stelle des Venantius Fortunatus das Daseyn der Runen in Deutschland bezeugt, und die eigenthümlichen Ausdrücke rûna, rûnstab, riz, rizan in der alten Sprache vorkommen, so wird es schon durch äußere Zeug-

nisse höchst wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewiß, daß die Sachsen vor ihrer Landung in England, bereits in den deutschen Stammsitzen, die Runen kannten.

17.

Runen bei Isidor.

Wollte man diese Gründe auch sämmtlich bei Seite setzen und jene Meinung von dem unmittelbaren Uebergang der nordischen Runen nach England fest halten, so müßte man eine solche Mittheilung doch natürlicherweise in die Zeit setzen, wo die Dänen wirklich festen Fuß auf den brittischen Küsten faßten. Dies geschah aber erst im Anfange des neunten Jahrhunderts, wo sie in größern Zügen herüber kamen und einen dänischen Staat in Northumberland gründeten. Man müßte voraussetzen, damals sey das nordische Alphabet mit herübergebracht und

Grundlage des hernach vervollständigten angelsächsischen geworden. Dagegen steht nun, daß wir bereits in einer Handschrift des neunten Jahrhunderts beide, die nordischen und angelsächsischen Runen, in ihrem ausgebildeten Gegensatze aufgezeichnet finden. Eine St. Galler Handschrift (Nr. 878. S. 321.) aus dieser Zeit enthält nämlich diese beiden schon ihres Alters wegen sehr merkwürdigen Alphabete, wo sie in Isidors Tractat de accentibus, de posituris, de literis dem hebräischen und griechischen beigefügt sind *). Ich liefere die erhaltene Nachzeichnung Taf. II.

Zuerst kommt das angelsächsische, das angelische, anguliscum, genannt; es

*) Hr. Prof. v. d. Hagen redet davon in seinen Briefen in die Heimath I. 155. 158. Ich habe eine Nachzeichnung durch freundschaftliche Vermittelung des Hrn. Prof. Mone' von der Güte des St. Galler Geschichtschreibers Hrn. Ildefons von Arx erhalten.

endigt mit der zweiten Linie und enthält dieselben Zeichen, ja merkwürdiger Weise auch schon dieselbe Folge und Ordnung, die wir in den aus angelsächsischen Handschriften entnommenen Alphabeten (Taf. III.) finden. Dies fällt sogleich bei einer leichten Vergleichung in die Augen; ich will nur Folgendes zum Einzelnen anmerken. Auf der ersten Zeile die dritte Rune ist ohne Zweifel ein thorn (TH), nur fehlt der untere schließende Strich und ist wahrscheinlich verblichen; die neunte ist eben so gewiß hägl (H), es mangelt, wohl aus gleichem Grunde, ein Stück von dem zweiten Hauptstab. Wirklich fehlerhaft gezeichnet ist dagegen die vorletzte Rune dieser Linie, eolx, vermuthlich durch die Schuld des Abschreibers, sie darf nur nach obenhin die beiden Seitenstriche ausstrecken und die herunter zu gehenden (welche sie der Rune ior ganz ähnlich machen) sind zu löschen. Die dritte Linie gehört eigentlich nicht

mehr zum Alphabet, sie enthält zwar ein paar dort nicht aufgeführte Runen, doch die andern sind schon dagewesen, außerdem findet man die einzelnen bei näherer Betrachtung großentheils doppelt. Die 1ste und 10te, die 2te und 9te, die 4te und 12te, die 5te und 8te sind ganz gleich. Die 1ste und 10te ist wohl die angels. Rune gâr. Die 2te und 9te ist merkwürdig, sie entspricht zunächst keiner in dem angels. Alphabet, gleicht aber den aus der St. Galler Hands. vorhin mitgetheilten Geheimrunen und zwar den sogenannten Hahalrunen, wo nämlich dem T noch mehr Queerstriche angehängt werden. Die 4te und 12te ist âc. Der sechste Buchstab scheint keine Rune, sondern nichts anders, als das lateinische K. Das siebente Zeichen kann ich in der Zeichnung nicht recht erkennen.

Unmittelbar auf das anguliscum folgt in der Hands. das Abecedarium nord. wie es heißt. Wir erkennen auf den ersten

Blick die alten nordischen Runen; Schade, daß die Tinte an verschiedenen Stellen verblichen oder die Schrift abgenutzt und unleserlich ist. Es ist um so mehr zu bedauern, da zugleich die Namen und einzelne Worte angefügt sind. Man bemerkt sogleich, bis auf eine einzige hernach näher zu bezeichnende Versetzung, die alte nordische Ordnung. Zuerst also F mit dem Namen feu, das nord. fé, mit der angelsächsischen Form feoh übereinstimmend. Ú, úr ist deutlich. TH, thuris, das ist das nordische thurs, wohlzumerken: nicht das abweichende angelsächsische thorn. — Ó, ós ist klar; bei R, der Name nicht ganz deutlich, doch lese ich rât, was der angels. Form, nicht der nordischen (reid) entspräche. — Es folgt K, das Zeichen ist sichtbar, ich vermuthe auch, daß der Name kaun, kên, da gestanden hat; zwar liest man scheinbar bau, es mag

aber kein b sondern ein k seyn, dessen aufwärts gehender Strich verblichen ist. — H, hagal, das Wort in der vollen Form, nordisch hagall. — Bei N ist der Name halb verlöscht, doch das n noch sichtbar, ohne Zweifel hat nòt dagestanden. — Í, ís, und Á, ár, vollkommen deutlich. — Bei S fehlt der Name. Von T, das richtig folgt, ist nur noch der Hauptstrich sichtbar. — Bei B ist der unten schließende Queerstrich abgeblaßt, den Namen berc lese ich noch durch. — Jetzt müßte die Reihe an L kommen, es steht aber erst M, so daß diese beiden Buchstaben die Plätze gewechselt haben. Außerdem hat M hier eine von der gewöhnlichen abweichende, doch aber nicht unbekannte Gestalt, die ursprünglich dadurch entstanden scheint, daß die beiden Arme oben zusammengebogen sind. Nur müßte der Hauptstrich ganz durchgehen, was hier, vielleicht weil das fehlende

Stück verblichen, nicht der Fall ist. Uebrigens gibt Worm diese Varietät in der mehrgenannten Tafel verschiedentlich an. Der Name der Rune, madr, fehlt — L, lago, und Ý, ýr sind richtig. Wir finden also genau die sechszehn alten Runen mit ihren besondern Benennungen, und ein so altes Zeugniß für dieses Alphabet muß an sich schon von Bedeutung seyn. Von den vier punctirten Runen kommt nichts vor.

Zwischen den Reihen bemerkt man einzelne Runen eingezeichnet. Diese sind wiederum angelsächsische. Was die vier, die Zeichen von wên, rât, ear und peord, die gleich unter F stehen, hier sollen, errathe ich nicht; dagegen bei den übrigen ist die Absicht klar. Sie stellen einige entsprechende, angelsächsische Zeichen neben die nordischen, also bei H, Á und Ý das in der Form abweichende, bei N, wie es wirklich ist, das überein-

stimmende. Mit diesem Umstand bringe ich einen andern in Verbindung: bei einigen Runen-Namen ist nicht die nordische, sondern die angelsächsische Form des Worts (insofern es nämlich an sich dasselbe und beiden Sprachen gemeinschaftliche war, denn das nordische thurs ist nicht in das angelsächsische thorn abgeändert) angegeben, also bei F, R und L steht nicht fé, reid, laugr, sondern feu, rât, lago. Und nun mache ich den Schluß, daß diese Alphabete ursprünglich von einer angelsächsischen Hand aufgezeichnet sind.

Noch sind die einzelnen Worte zu berücksichtigen, die hinter den meisten Runen-Namen stehen und wovon nur ein Theil leserlich ist. Hinter Ú, úr, steht ganz deutlich after, und darum vermuthe ich, daß das hinter F stehende Wort fornan der Gegensatz davon seyn soll. Bei K ist thanne zu lesen,

bei N deutlich habet, was nicht lateinisch, sondern althochdeutsch ist: possidet. Bei S und M, wo die runischen Namen fehlen, kann man jedesmal die Copula endi, und, abnehmen, bei L deutlich: ih, du. — Was sollen diese vereinzelten Worte? eine Erklärung der Namen, was an sich der natürlichste Gedanke wäre, enthalten sie offenbar nicht. Es scheinen, wenigstens in Beziehung auf das Alphabet selbst, nichtssagende Zusätze eines Abschreibers zu seyn; ohnehin, da sie bei Í, Á, B fehlen, darf man glauben, daß sie nicht nothwendig zur Sache gehören.

Wie oben gesagt ist, stehen beide Alphabete in einem Tractat des Isidor. Rühren sie wirklich von dem spanischen Bischof her, der bereits im Jahr 636 starb? sie wären in diesem Falle schon ihres hohen Alters wegen äußerst wichtig und ohne Zweifel die älteste Runenschrift; gleichfalls müßten sie als die einzigen Ueber-

bleibsel der westgothischen Sprache betrachtet werden. Soviel ist zuvor gewiß, in der Gestalt, in welcher sie vor uns liegen, können sie nicht von Isidor herrühren: die vorhin besprochenen Worte enthalten durchaus althochdeutsche Formen des 9ten Jahrh. wie sie sich bei Otfried, Notker und Kero finden. Wollte man diese aber für den Zusatz eines alemannischen Abschreibers ausgeben, so zeigen doch die Runen-Namen selbst nichts gothisches, sondern wo sie von der nordischen Form abweichen, gehen sie in die angelsächsische oder althochdeutsche über, wie schon vorhin angemerkt ist. Endlich muß man bedenken, daß zu Isidors Zeit die gothische Sprache bereits von der romanischen ganz mag unterdrückt gewesen seyn, und der Bischof, wenn er noch davon Kenntniß gehabt, ohne Zweifel bei dieser Gelegenheit des etwaigen westgothischen Alphabets würde gedacht und zur Vergleichung es daneben aufgestellt haben. Ich glaube

demnach, daß beide Alphabete von einem Angelsachsen abstammen, aber von einem alemannischen Schreiber aufgezeichnet oder überarbeitet sind, wenn man so sagen darf, denn wahrscheinlich verstand er nichts davon.

Diese Ansicht wird völlig bestätigt durch das Runen-Alphabet, das in einer andern, gleichfalls "sehr alten" (genauer kann ich mich nicht ausdrücken) Handschrift dem Tractat Isidors beigefügt ist *). Es enthält nämlich nicht jene beiden, die in der St. Galler Handschrift vorkommen, sondern lediglich das angelsächs. Runen-Alphabet und zwar in einer so fehlerhaften Auffassung, daß man auch hier glau-

*) Die Handschrift wurde zu Paris aufbewahrt, ist aber vielleicht gegenwärtig wieder nach Antwerpen, woher sie gekommen war, zurückgekehrt. Ich verdanke die Mittheilung dieses Alphabets der Güte des Hrn. Geh. Cab. R. Kopp, der es dort entdeckt und abgezeichnet hat.

ben muß, der Schreiber habe es nicht verstanden. Man findet eine etwas verkleinerte Nachzeichnung Taf. II. Im Einzelnen merke ich folgendes dazu an: than bei TH ist bloser Schreibfehler für thorn; bei R ist râd zu lesen. geuo für gebo scheint auf eine niederdeutsche Form zu deuten. Bei W ist uung Schreibfehler für uuên; bei H ist vollständig hagall, bei N nôt zu lesen. Bei gêr ist der Name in doppelter Form angeführt, aber nicht das Schriftzeichen selbst. I heißt fälschlich inc, es müßte ih, eoh, da stehen; jener Name gebührt einem Sylbenzeichen, von dem gleich etwas wird gesagt werden. tî bei T, wie in der St. Galler Hs. ohne das Geschlechtszeichen; per bei P soll wohl perd heißen. — ilix ist das schwierige iolx, X, statt des Buchstabs selbst steht unten ohne Sinn il. — her bei E unrichtig für eh, ech. Statt lag bei L ist zu lesen lago. Jetzt soll das Sylbenzeichen inc

folgen, das hier hinc geschrieben ist, es ist aber mit dem Zeichen von ddil verwechselt, so daß beide, wenn es richtig seyn soll, ihre Stellen tauschen müssen. Bei ác ist der Name nicht mehr lesbar; die folgenden Buchstaben sind ausgeschnitten. Bei der vorletzten Rune soll das, was als ev sichtbar ist, ohne Zweifel das angelsächsische ea, ear, seyn.

18.

Markomannische Runen.

Nachdem der Weg so weit geebnet ist, dürfen wir nach jenem gemeinschaftlichen, von den Sachsen mit nach England genommenen Alphabet fragen. Sollte es in den Runen des Hrabanus Maurus enthalten seyn? Sie sind bisher unbestimmt Deutsche genannt, jetzt muß näher untersucht werden, was für ein Volk es sey, dem er sie zuschreibt, und das er als die Quelle der Deutschreden-

den noch besonders bezeichnet. Er sagt: Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus. Skandinavier sind hier auf keinen Fall gemeint; Hrabanus würde ihre Sprache nicht die ursprünglich deutsche genannt haben. An die aus der frühern Periode bekannten Markomannen, die erst im südlichen Deutschland ihren Sitz hatten, dann östlich nach Böhmen, Mähren und Oestreich drangen, und endlich mit den Quaden dem Strom der Völkerwanderung nach Gallien und Spanien folgten: an diese längst verschollenen Markomannen ist nicht mehr zu denken. Der Ausdruck Nordmanni deutet auch offenbar auf ein Volk im nördlichen Deutschland. Glücklicherweise finden wir in deutlichen Stellen darüber Auskunft: Nordmanni, Nordliuti wurden zur Zeit des Hrabanus die Transalbiani, Nordalbingi, die überelbischen Sachsen genannt. Einige Hauptstellen: Fulcuin am Ende des 10ten Jahrh. (de gestis abbatum Lobiens.

c. XVI bei Achery spicileg. 735[a]): gens quaedam aquilonaris — quam plerique Nordalbincos, alii usitatius Normannos vocant. Poëta in annal. Caroli M. ad annum 798.

veris in initio facinus commiserat
atrox
Saxonum populus quidam, quos
claudit ab austro
Albia seiunctim positos aquilonis ad
axem,
hos Northalbingios patrio ser-
mone vocamus.

Ebendavon reden die annales in J. C. Speners notitia Germaniae medii aevi c. 4. und gebrauchen den Ausdruck: Transalbiani — qui Nordmanni vocantur und die vita Caroli M. apud Pithoeum: Nordliudi trans Albiam sedentes. Noch mehr Stellen findet man

gesammelt in dem Werk von Spener p. 402. Note *). Aber auch der Name Markmannen hat sich bei Helmold, aus der Mitte des 12ten Jahrh. in dem chronicon. Slavor. (bei Leibnitz script. rer. brunsv. II. 593.) erhalten und wird erklärt: fuerunt parentes mandato eius (nämlich des Grafen Adolph II. von Nordalbingien) plebes Holzatorum,

---

*) Ihre de runar. patria ist gleichfalls der Meinung, daß die Markomannen des Hrabanus die überelbischen Sachsen seyen, stützt aber darauf zum Theil seine seltsame Behauptung von dem Ursprung der Runen in Deutschland. Suhm critisk Historie af Danmark I. 158-65. 291-97. widerspricht ihm, und will die Markomannen durchaus in Dänemark suchen, mithin unser Alphabet zu einem nordischen machen; diese Ansicht widerlegt sich indessen schon durch die blose Bemerkung, daß diese Runen von den nordischen gar sehr verschieden sind; auch sind die Worte des Hrabanus klar.

Sturmariorum et Marcomannorum. Vocantur autem usitato more Marcomanni gentes undecunque collectae, quae Marcam incolunt.

Ich schließe demnach, daß das Runenalphabet der überelbischen Sachsen bei Hrabanus dasselbe ist, welches die Sächsen mit nach England brachten, und das vielleicht noch etwas verändert oder erweitert ward, sonst aber übereinstimmend blieb. Auch konnte Hrabanus in Beziehung auf die Angelsachsen, im Gegensatz ihrer mit der deutschen nah verwandten Sprache zu der des gälischen Stammes, gar wohl sagen, die Deutschredenden leiteten ihren Ursprung von den Nordmannen, d. h. Sachsen ab. Mit dieser Ansicht stimmt auch die Bemerkung überein, welche bei Gelegenheit des Runenalphabets in einer angelsächsischen Handschrift gemacht wird. Humphred Wanley theilt in dem Ver-

zeichniß der Cotton. Mss. die Stelle mit (Hickes thes. II. p. 247.), wobei nur zu bedenken bleibt, daß sie gerade in der Angabe des Hrabanus Maurus ihre Quelle haben könnte: "hae etenim litterarum figure in gente Nortmannorum feruntur primitus invente. quibus ob carminum eorum memoriam et incantationum uti adhuc dicuntur. quibus et Rimstafas (l. Rûnstafas) nomen imposuerunt, ob id, ut reor, quod hiis res absconditas vicissim scriptitando aperiebant."

Es ist hier nicht zu übersehen, daß dem Markomannischen Alphabet einiges fehlt, was in dem angelsächsischen, wie es scheint, spätere Erweiterung ist. Dahin gehört die Sylbe inc, vielleicht die media D und die Rune iolx (X); denn was als X mit dem Namen helahe bei Hrabanus vorkommt, scheint mir verdächtig: ich glaube, hier steckt noch ein Irrthum

des Schreibers, umsomehr, da wir in den Exeter. Alphabeten wieder ein anderes Zeichen dafür finden, das nach der C Rune gebildet scheint. Dagegen findet sich eine im Angels. fremde Rune chilch, die indessen mit der Rune calc dort in Zusammenhang stehen könnte, doch so, daß das Vorbild hier wäre. Othil scheint aus Versehen zu fehlen, da der Name selbst vorhanden und nur an das verwandte ô gekommen ist. Zur Bestätigung findet es sich auch wirklich in der Exeter. Hs., und zwar zweimal an falschem Orte, bei dem Q. Weil nämlich für diesen lateinischen Buchstab, der überflüssig ist, kein Zeichen da war, verwendete man das zweite O dazu. Das drittemal ist ôthil als O aufgeführt, wo man für das Q das umgekehrte K gesetzt, für das K ein neues Zeichen erfunden hatte. Noch verdient die Bemerkung angeführt zu werden, daß nach den ausdrücklichen Worten des Hrabanus das

Markomannische Alphabet einem heidnischen Volke zugehörte, es aber nicht glaublich wäre, daß die angelsächsischen Priester einem solchen für seine Geheimlehren eine Buchstabenschrift würden überliefert, so wie umgekehrt die Heiden von jenen sie angenommen haben; es mußte ein altes, geheim gehaltenes Eigenthum seyn.

Zwei Einwürfe lassen sich gegen unsere Annahme machen, die noch müssen beleuchtet werden. Das Markomannische Alphabet enthält ein Z, während die Sachsen diesen Laut nicht hatten, sondern nach dem Geist ihrer Sprache dafür ein T setzten. Allein ich zweifle nicht, daß die Rune, welche Hrabanus als Z anführt, fälschlich und aus Unkunde diese Bedeutung erhalten hat: es ist in der That ein T. Das Zeichen selbst schwankt, an sich ist es eins mit dem angelsächs. ear und wird sich wahrscheinlich mit diesem aufklären; in dem zweiten hraban.

Alphabet steht es sogar als X, und was in diesem als Z vorkommt, in ganz befremdender Gestalt, völlig einem lat. V gleich, ist ganz gewiß kein runisches Zeichen. In dem Namen ziu scheint das nordische týr zu stecken, als das Geschlechtszeichen r bei dem Wort noch galt, hat es formell ganz richtig ziur gelautet (ähnlich finden wir im St. Galler Alphabet tî für tîr), und gehört also dem T an. Merkwürdig und gewiß für diese Ansicht sprechend ist es, daß sich in den sogenannten Runen des Beda wirklich kein Z findet, sondern ein T an dessen Stelle steht, und daß in der Exeter. Handschrift abermals ein ganz anderes Zeichen für Z vorkommt, nämlich in den beiden ersten Alphabeten ein ganz neues, etwa ein doppeltes C, in dem dritten offenbar das verzogene lateinische. Mir däucht es hierdurch höchst wahrscheinlich gemacht, daß das Z ursprünglich nicht in das markomannische Alphabet gehörte.

Der zweite Einwurf liegt in den Formen gifu, lagu und ehu, die nicht deutsch zu seyn scheinen, wovon aber die beiden ersten den angelsächsischen entsprechen. Hier aber zeigt sich der günstige Umstand, daß diese gerade zwar als seltene, doch uralte deutsche Formen sich rechtfertigen lassen, wodurch sie über alle abweichende Eigenthümlichkeiten der angelsächsischen Sprache zu stehen kommen; das nähere ist in der deutschen Grammatik ausgeführt.

Ausdrücklich ist noch anzumerken, daß die Runen auf den bekannten, bei Prilwitz gefundenen, slavischen Götzenbildern (womit es doch noch immer eine eigene Bewandtniß hat), den markomannischen nicht näher verwandt sind. Ihre Züge stimmen mehr mit den einfachern, nordischen zusammen, auch ist nicht zu übersehen, daß sie eigentlich nur die Zeichen der alten Runen und für die spätern keine

besondere haben, daher man z. B. auch hier A und E öfter durch eins und dasselbe ausgedrückt findet.

19.

Verhältniß der altsächsischen und nordischen Runen.

Es ist vorhin der Satz aufgestellt, daß die Angelsachsen die Runen aus den deutschen Stammsitzen mit nach England gebracht hätten, jetzt ist die Frage übrig: wie wir uns die Abhängigkeit dieses altsächsischen von dem altnordischen Alphabet, welche aus der Beibehaltung eigenthümlich nordischer Namen folgt, denken müssen? So viel kann man als gewiß annehmen: mitgetheilt sind die nordischen Runen zu einer Zeit, wo man nicht mehr als die sechszehn alten kannte. Indem wir für die fehlenden Laute auf der einen Seite die punctirten Runen, auf der an-

dern neue Formen dafür eingeführt sehen, müssen wir schon eine Absonderung in der Fortbildung annehmen. Da wir aber diese beiden vollständigern Alphabete bereits so früh finden, als irgend Runendenkmäler, so ist nichts einzuwenden, wenn man jene Zeit der Mittheilung viel weiter zurücksetzt. Will man eine Vermuthung zulassen, so fand sie statt bei der letzten, aber auch größten Einwanderung der Germanen aus den asiatischen Stammsitzen am Tanais, welche man gewöhnlich den Zug des letzten oder dritten Odins nennt und etwa funfzig Jahre vor Christi Geburt sich zutragen läßt. Dieses ist um so wahrscheinlicher, als eben dieser Odin in den alten Mythen der Urheber der Runen (rúnhöfdi) heißt. Es hat ohne Zweifel eine viel innigere Verbindung zwischen Deutschland und dem Norden bestanden, als die ist, welche im Allgemeinen aus der nahen Verwandtschaft beider Völker folgt; sie leuchtet noch aus Sprache,

Sitten und mannigfachen Gebräuchen hervor, und aus ihr mag auch die Gemeinschaft der Buchstabenschrift herrühren. In dem gemeinschaftlichen Besitz der Nibelungen-Sage zeigt sich ja dasselbe Verhältniß. Sie ist bei beiden Völkern einheimisch und verschiedentlich von dem einen zum andern hinübergedrungen, wobei doch dem Norden insofern ein gewisser Vorzug gebührt, als er in einigen Hauptpuncten das älteste und ursprünglichste bewahrt zu haben scheint. Gerade, wie wir die deutsche Gestaltung mitten im Norden wieder hervorbrechen sehen, so finden wir auch dort auf alten Denkmälern, von welchen hernach die Rede seyn wird, mitten unter den gewöhnlichen Runen diese deutschen in Anwendung gebracht. Ja, es hat das Ansehen, als habe dieses Alphabet für ein zweites, feiner ausgebildetes, gegolten, zu dessen Kenntniß nicht ein jeder gelangt sey.

Ich behaupte nicht, daß die Sachsen oder Bewohner des nördlichen Deutschlands allein die Runen besessen; im Gegentheil ist nichts natürlicher, als allgemeine Verbreitung derselben in Deutschland anzunehmen. Näher aber mag doch dies sächsische Alphabet dem nordischen gestanden haben und länger hat es sich erhalten, da die Sachsen überhaupt länger und hartnäckiger bei dem Heidenthum beharrten, mit welchem wir die Runen doch immer in einem gewissen Zusammenhange erblicken. Ueberhaupt aber wurde das nördliche Deutschland weniger als das südliche bewegt und konnte alte Sitten besser bewahren. Von den Nordalbingiern sagt aber gerade Rimbert (Vita Anscharii c. 33.), daß sie den Heiden zunächst gewohnt hätten (qui proximi noscuntur esse paganis).

Indessen ist so viel auch gewiß und ausdrücklich zu sagen, daß wir bis jetzt

noch kein unbezweifeltes Denkmal mit deutschen Runen in Deutschland selbst entdeckt haben *).

20.

Angelsächsische Denkmäler.

Wir gelangen demnach zur Betrachtung jener Denkmäler, auf welchen das bisher besprochene Alphabet in Anwendung gekommen ist. Natürlich muß ich auf das

*) Zu Prausnitz, im Fürstenthum Jauer in Schlesien, ist 1768 bei einem alten Stollen ein Stein, angeblich mit Runen bezeichnet, gefunden worden. Er kam 1769 nach Berlin, wo ihn die Academie der Wissenschaften erhielt, scheint aber gegenwärtig verloren zu seyn. S. Budorgis von Kruse S. 115. — Gegen ein im Bragur des Hrn. Gräter Bd. 6. Abtheil. 2. mitgetheiltes, angeblich altdeutsches Denkmal, auf dem sich Runenschrift befindet, bin ich zu mißtrauisch, als daß ich es für irgend einen Beweis könnte gelten lassen.

Verzicht thun, was in angelsächsischen Handschriften, die Hickes nicht kannte, vorkommt; auch wäre vielleicht in englischen Werken über das einheimische Alterthum, die mir nicht zu Gebote stehen, eins und das andere aufzufinden.

Einen mit diesen Runen geschriebenen Namen (Taf. V.) hat, jedoch ohne eine nähere Nachricht, als daß er in einem Würzburger Codex vorkommt, Herr M. F. Arendt in der Alterthumszeitung des Herrn Gräter (Jahrgang 1812. Seite 55.) mitgetheilt. Er ist ohne Schwierigkeit zu lesen: ERCONFRIT. Ich vermuthe aber, daß er von einem Angelsachsen selbst, vielleicht von einem zu des heil. Bonifacius Zeiten herüber gekommenen Priester herrührt; auch die zum Schluß im Dreieck zusammengestellten drei Puncte findet man ebenso in angelsächsischen Handschriften wieder. (S. Hickes gr. anglosax. p. 135.)

Eine andere Runenschrift hat man in England zu Bevercastle (Beucastrum), unweit Nottingham, auf dem Queerstück eines steinernen Kreuzes entdeckt. Sie wurde im Jahr 1618 dem bekannten Heinrich Spelmann mitgetheilt, durch welchen sie an Ol. Worm kam, der davon den hier (Taf. V.) nachgezeichneten Holzschnitt in den monum. dan. p. 161. lieferte. Spelmann hatte eine Erklärung verlangt, Ol. Worm gab sie in dem genannten Werk p. 168. Da er das angelsächsische Runenalphabet noch nicht kannte, so hielt er Sprache und Schrift für nordisch. Um sie aber lesen zu können, verfährt er sehr willkürlich und nimmt an, daß nicht weniger als fünf Buchstaben, also mehr als ein Drittel der ganzen Inschrift, falsch eingehauen seyen und daher verbessert werden müßten. Er liest:

RINO. SATU. RUNA. STINA. D.

Rino setzte diese Runensteine.

Einmal zugegeben, daß eine solche ge-

waltsame Abänderung ganz deutlicher Buchstaben erlaubt sey, was sie nicht ist, so steht dieser Erklärung schon der ungrammatische Pluralis satu für den Sing. setti oder seti, wie in den mon. dan. p. 293 steht, entgegen. Auch der Pl. steina ist hier bei dem einen Stein unpassend. Endlich scheint mir der Inhalt nicht für ein Kreuz angemessen *).

Wanley liefert die Inschrift bei der Beschreibung der Cotton. Hss. (thes. II. 248.) doch insofern abweichend von Worm, als der achte Buchstab ohne zweiten Querstrich völlig als ein umgekehrtes lateinisches V erscheint. Es steht dabei: i. e.

*) Die Inschrift ist wieder nachgestochen bei Pontoppidan vestigia Danorum extra Daniam. II. 14. und außer der Wormischen Erklärung noch eine andere von Helverschov geliefert, wornach sie gelesen wird: vilos eros ateos, welches barbarisches Latein für vilis ero atheis seyn soll. Daß sie völlig grundlos ist, braucht kaum angemerkt zu werden.

rynaſ dryhtneſ, myſteria domini, welches wahrſcheinlich die Erklärung des erſten Beſitzers der Handſchrift iſt. Natürlich zwar wird die Inſchrift als eine angelſächſiſche betrachtet, ſie iſt aber erſtlich nicht richtig geleſen, denn wenn man auch das 4te und 12te Zeichen beides A und E zugleich bedeuten möchte, ſo kann doch nicht wohl das 3te und 11te bei ſichtlicher Verſchiedenheit denſelben Buchſtab N vorſtellen. Sodann aber iſt einzuwenden, daß zwar dryhtneſ der Genitiv von dryhten, drihten ſeyn kann, aber rynaſ grammatiſch falſch wäre, da rûn oder ryn als ein Femin. im Plur. rûna hat und die Endigung aſ dem Maſculin. zugehört. — Ich leſe ohne Veränderung eines Buchſtabs:

RICES DRYHTNES.

des Reiches Herrſchaft. Die einzelnen Runen ſind vollkommen deutlich. Merkwürdig iſt, daß das E, welche Bedeutung doch ohne Zweifel der vierte und

zwölfte Buchstab hat, nicht die gewöhnliche, dem lateinischen M in der Gestalt sehr ähnliche angelsächs. Rune ist, sondern der nordischen ósrune (Ó) gleicht, nur daß die beiden Queerstriche oben stehen. Wir werden dieses Zeichen hernach noch mehr in der Bedeutung des E finden, wie es auch in dem berühmten schleswigischen Runenstein vorkommt. Die achte scheint dieselbe nur mehr gelegte Rune zu seyn, die Erklärung durch Y oder I bedarf keiner Entschuldigung, da bekanntlich beide Laute auf den Runensteinen dasselbe Zeichen haben. — Die beiden Worte der Inschrift gestatten aber eine mehrfache Auslegung. Rice kann so viel heißen als: heofana rice, Himmelreich, und die Inschrift sollte die Herrschaft des Himmels über die Erde ausdrücken, oder die Macht des irdischen Königreichs in der Anerkennung des Kreuzes, das über dem Reichsapfel steht, bezeichnen. Allein rice hat auch die Bedeutung von iurisdictio

(S. Lye-Manning h. v.) und durch das Kreuz und die Inschrift sollte, was mir am wahrscheinlichsten däucht, die Gränze eines Gerichts-Bezirks angedeutet werden. Ich erinnere mich, zu Hersfeld ein solches altes steinernes Kreuz gesehen zu haben, welches die Grenze der ehemaligen Stiftsgerichtsbarkeit bezeichnete.

Angelsächsische Runen zugleich mit lateinischer Inschrift enthält das monumentum Ruthwellense in Schottland, das Hickes thes. III. Tab. IV. vollständig hat abbilden lassen. Das lateinische ist deutlich, aber die runische Schrift, da man die Folge der Buchstaben nicht kennt, noch unverstanden; so viel ist aus den Bildern auf den Steinen selbst und der lateinischen Inschrift gewiß, daß sie aus christlicher Zeit rührt.

Ein drittes Runendenkmal hat Camden in der Beschreibung von Großbritanien (lat. Ausgabe. London. 1637. Fol.

p. 632 englische Uebersetzung. Lond. 1607. p. 768) bekannt gemacht. In Cumberland in den Ruinen einer alten Burg Papcastle fand man ein großes Gefäß von grünlichem Stein, welches hernach in der nahgelegenen Brigittenkirche als Taufkessel gebraucht wurde. Darauf waren kleine Figuren künstlich eingegraben und eine Inschrift kam zum Vorschein. Es sind darunter Runen deutlich zu erkennen, dagegen andere Züge scheinen fremdartig und viele Abbreviaturen angebracht, überhaupt aber verräth die Schrift kein hohes Alter. Was ihre Entzifferung noch erschwert, ist, daß Hickes III. Tab. II. eine äußerst abweichende Zeichnung davon liefert; die Erklärung dabei scheint sehr gewagt. — Endlich gibt Hickes Tab. III. aus einer Cotton. Handschrift (Otho c. 5. p. 41), aber ohne sonst ein Wort darüber zu sagen, noch eine runische Zeile, die ich hier Taf. V. wieder mittheile. Die Buchstaben an sich sind vollkommen deut-

lich, der 4te und 12te (ein K) ist nicht aus dem angelsächsischen sondern nordischen Alphabet genommen. Allein den Sinn zu finden will mir nicht gelingen; der 7te bis zum 12ten Buchstab sind lauter Vocale: UIEIU, und schon daraus ist klar, daß sie nicht auf gewöhnliche Weise können gelesen werden *).

21.

Nordische Denkmäler.

Die eben angeführten Inschriften, die ohne Zweifel von Angelsachsen und aus christlicher Zeit herrühren, bezeugen den, wenn es gleich scheint nur sparsamen, Gebrauch des Runenalphabets bei diesem Volk.

---

*) Hickes gibt noch in der Vorrede zu P. 1. die Abbildung eines Ringes mit Inschrift, welche, nach seiner Erklärung, auch einige Runen unter den gewöhnlichen angelsächs. Buchstaben enthält. Allein es scheint mir sehr zweifelhaft.

Wichtiger scheint mir die Entdeckung, daß sich auch auf nordischen Runensteinen deutliche Spuren einer Kenntniß jenes deutschen Alphabets zeigen. In den mir zugänglichen Werken über diesen Gegenstand, worunter jedoch kein hauptsächliches fehlt, habe ich deren nur fünfe gefunden. Vier davon stehen in Schweden: zwei in Upland, die Göranssons Bautil enthält, zwei in Blekingen, welche Ol. Worm mittheilt; und einer in Norwegen, gleichfalls von Ol. Worm bekannt gemacht. Bei der Seltenheit dieser Werke sind sie sämmtlich hier wieder abgebildet.

Sie unterscheiden sich schon äußerlich sehr bestimmt von den übrigen, im Norden bekanntlich nicht seltenen Runensteinen. Dort ist erstens die Schrift häufig auf mehr oder weniger verschlungene Schlangenbänder gestellt, und folgt ihren Krümmungen, dadurch wird sie zugleich auf beiden Seiten von einer Linie berührt und

gehalten. Man könnte die Bemerkung machen, daß die in dieser Weise ausgehauenen Steine im Ganzen zu den jüngern gehören; doch auch bei den ältern, z. B. dem schleswigischen vom J. 992, und snoldelevischen, steht die Schrift unten auf einer Linie und wird oben von einer andern berührt. Es gibt auch Beispiele, wo die Linien ganz fehlen (wie im Tryggvelde-Monument und einem andern Runenstein bei Worm monum. p. 111. 129), es kommt aber blos auf die Regel an. Dagegen stehen hier die Runen weder auf Schlangenwindungen noch auch auf Linien, den zweiten uplandischen Stein Nr. 361. insofern ausgenommen, als unten, aber nicht oben, eine Linie gezogen ist, die jedoch nicht einmal von dem Fuß einer jeden Rune berührt wird. In dem uplandischen Stein Nr. 581. sind sie ganz roh und schief eingehauen. — Eine zweite Verschiedenheit besteht darin, daß bei den gewöhnlichen Runensteinen in der Regel

fast jedes Wort von dem andern theils durch leeren Raum, theils durch einen oder zwei Puncte, oder ein kleines Kreuz (wie im schleswigischen Stein) getrennt und unterschieden wird. Auf allen fünf Steinen folgen aber hier, wie auf den angelsächsischen Denkmälern, die Buchstaben unmittelbar aufeinander, selbst das Ende des Ganzen ist nicht einmal durch einen Punct bezeichnet. Nur in dem Leerager Stein sind hinter dem Namen Uthar zwei Puncte, und auf dem upländischen Nr. 361. scheint eine Abtheilung durch ein kleines liegendes Kreuz mit einem Punct oben und unten angedeutet. — Drittens: die gewöhnliche Runenschrift geht von der linken zur rechten; folgt sie den Schlangenwindungen, so würde sie, wenn man sich diese geradgezogen denkt, doch ebenso laufen. Dagegen von unsern Steinen hat der norwegische Bustrophedonschrift, auf den beiden in Upland geht sie völlig von der

rechten zur linken, und nur die Blekinger Steine haben wieder die gewöhnliche Ordnung. Was die Bustrophedonschrift angeht, so könnte man vermuthen, sie sey nicht nach einer alten, bisweilen noch geübten Sitte angewendet, sondern die Schlangenbänder hätten darauf geführt. Die Schrift auf einem Runenstein bei Ol. Worm mon. p. 302. dreht sich wirklich so herum, daß die zweite Linie von der linken zur rechten geht. Auch finden sich andere Beispiele bei den gewöhnlichen Runensteinen, obgleich auch diese zu den ältern gehören. Auf dem mehrgenannten auch in dieser Hinsicht merkwürdigen schleswigischen fängt die Schrift bei der mittelsten Linie an von der linken zur rechten, und geht dann in die unterste über von der rechten zur linken; zugleich sind die Runen auf den Kopf gestellt, welches macht, daß sie, wenn sie aufgehoben würden, doch mit der vorigen Linie gleich zu stehen kämen. Von

der untersten springt dann die Schrift über die mittlere zur obersten Linie und lauft da wie gewöhnlich von der linken zur rechten. Andere Runensteine mit Bustrophedonschrift finde ich bei Ol. Worm monim. p. 303. 312, und wo die Schrift in die Höhe steigt p. 129. 312. Allein daß sie durchaus von der rechten zur linken ginge, wie auf den beiden upländischen Steinen, davon habe ich in den gewöhnlichen Runen weiter kein Beispiel entdeckt. Dieser Umstand scheint mir von Wichtigkeit, zumal bei dem hohen Alter, das sich in der Rohheit beider Steine verräth. Denn da sich nicht wohl annehmen läßt, daß die Runenschreiber durch einen blosen Einfall auf diese Schreibweise gerathen wären, so muß man hier, glaube ich, die Fortdauer einer altasiatischen Sitte anerkennen.

Noch muß ich der Zeichnungen auf den beiden upländischen Steinen mit ein paar

Worten gedenken. Sie sind verschieden von denen, welche auf den gewöhnlichen Runensteinen vorkommen und einer bestimmten, überlieferten Manier folgen. Dort bemerkt man meist arabeskenartige Schnörkel, jenen nicht unähnlich, welche man bei Mahlereien in Handschriften des zehnten und elften Jahrhunderts findet; oder aus den Schnörkeln werden Figuren von Thieren, Drachen, Hunden gebildet, auch wohl menschliche Gestalten hinein verflochten. Man vergleiche den Stein bei Worm mon. p. 332. und im Bautil Nr. 363. Dagegen die Gestalten auf unsern Steinen sollen natürlich seyn. Von der Rohheit der Figur auf dem upland. Stein Nr. 581. würde sich kaum noch ein Beispiel finden; ein Mann zu Pferd, das Schwert in der Hand, wie auf dem upl. Stein Nr. 361, wo man doch einen Begriff von Zeichnung entdeckt, kommt vor auf einem Stein in der Runographie des Verelius S. 59. — Es

verdient auch angemerkt zu werden, daß sich auf keinem der fünf Steine jenes sonst so häufige Kreuzzeichen findet, von dem es noch ungewiß, ob es erst in christlicher Zeit aufgekommen ist, oder noch aus dem Heidenthum herrührt *).

Wir wenden uns zur Betrachtung des Inhalts. Alle fünf Steine sind noch unerklärt. Die uplandischen hat Göransson übergangen; die Runen auf dem norwegischen und den beiden blekingischen werden als litterae runicae rariores et minus tritae angeführt, und Ol. Worm gesteht, aller Mühe ungeachtet habe er nichts davon herausbringen können. Das Lesen der Runeninschriften ist überhaupt mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die allgemeinsten sind: die verschiedene Gestalt der Runen, die mehrfache Be-

*) Ol. Celsius hat sie gesammelt in den Actis litterar. Sueciae 1727. p. 238 und Abrahamson in den Antiq. Annal. I. 171 darüber eine Abhandlung geliefert.

deutung desselben Zeichens, die Umwendung (runae inversae), endlich die Versetzung der Runen (perturbatae). Der Runenschreiber stellte im letzten Fall manchmal eine Rune an den ungehörigen Ort, und einen Buchstab vorne hin, der hinten seinen Platz hatte. Dazu kommt die häufige Unwissenheit, die in rohen Dialectformen die Worte ausdrückte. Man muß es nicht übersehen, daß während die größern Werke jener Zeit die Sprache in dem reinsten Zustand darstellen, hier Formen so roh, als in irgend einer gemeinen Mundart uns begegnen. Der Unterschied ist also schon früh dagewesen, aber wenig zur Aeusserung gekommen; diejenigen, welche schrieben, mußten durch Bildung ausgezeichnet seyn und die Sprache vollkommen beherrschen; oder: niemand schrieb, dessen Beruf dazu nicht völlig ausgemacht war. Jene Schwierigkeiten steigern sich hier, wo wir ungewöhnliche Runen vor uns haben und

außerdem die Beihülfe entbehrt wird, welche die Trennung der einzelnen Worte durch Puncte oder leeren Raum und die Vergleichung einer großen Anzahl von Denkmälern bei den gewöhnlichen Runensteinen darbietet. Im Nachtheil ist endlich der Ausländer, welcher die Denkmäler nicht aus eigener Anschauung kennen lernt, sondern sich mit oft unvollkommenen Abbildungen begnügen muß, daher aber auch doppelter Nachsicht bedürftig.

Der upländische Stein Nr. 581. steht zu Krogesta, Kirchspiel (Sockn) Tuna, Gerichtssprengel (Hårad) Oland. Seine Form ist so plump als möglich, die Figur darauf gleicht den rohsten Versuchen, die Schrift sogar ist schief eingehauen, wovon ich sonst auch kein Beispiel weiß. Aus dem deutschen Alphabet ist darin die Rune tag (D) gebraucht. Ich lese die erste Zeile neben der Figur: DTHRVISI, das ist, Thórvísi, ein nor-

discher Name, zu dem ich den ähnlich gebildeten Baulvisi aus der Edda stellen kann. Die zweite Rune ist thurs (TH) und der Laut wäre freilich auf rohe Schreibweise verdoppelt; daß der Halbcirkel oben angehängt ist, wodurch der Buchstab dem lateinischen P ähnlich wird, macht nichts aus, man findet ihn ebenso im Vinje-Monument (Annal. I. 250). Dagegen will man eine Vermuthung gestatten, so ist dieser Buchstab die deutsche Rune dthil, welcher der zweite Schenkelstrich fehlt, der sich vielleicht auf einer genaueren Zeichnung fände; dann hätte man aber deutlich: DOR. Merkenswerth ist die eigenthümliche Gestalt des R, dessen Hauptstrich oder Stab abgelöst und mit einem Haken oben und unten nach verschiedenen Seiten versehen ist; auf der andern Seite kommt es noch einmal vor, beidesmal als umgekehrte Rune. Ich war anfangs zweifelhaft, ob es nicht zwei Zeichen und das eine die Rune eoh wäre,

welcher es vollkommen gleicht; aber aus dem Ganzen folgt deutlich, daß es nur eins ist und nothwendig R bedeutet. Auch die Gestalt des abgesetzten S ist seltsam und ungewöhnlich. Das zweite Wort lese ich: ROINOR, rúnor. Die letzte ist die ýrrune, nur auf den Kopf gestellt, wie sie in dem hraban. Alphabet vorkommt, und zwar in der Bedeutung von R. Es fehlt, um einen Sinn zu erhalten, das Wort RISTI, grub ein, welches vielleicht auf der dritten Seite des Steins gestanden hat, und das Ganze wäre demnach zu lesen: Thòrvìsi risti rúnor: Thòrvîsi grub die Runen ein. Dies ist aber ein häufiger Schluß der Runeninschriften; um nur ein paar Beispiele zu geben: Bautil Nr. 555. und Peringskjöld in den Noten zu Cochlaei vita Theodorici p. 496. Fair risti rúnir. Rúnir und rúnar sind die beiden richtigern Formen, doch ist auch rúnor häufig, z. B. Bautil Nr. 559. Da aber das

Zeichen sehr gut für beides, A und O, gelten kann, so dürfte man ohne Anstand auch roinar lesen, oi bezeichnet ú und kommt auch sonst vor. Uebrigens vermuthe ich, daß wir in diesen Worten nur ein Stück und das Ende der ganzen Inschrift haben, welche vielleicht auf der abgeschlagenen Spitze des Steins stand.

Der andere upländische Stein Nr. 361. findet sich in Moje Bro, Kirchspiel Hagby, Sprengel Hagunda. Roh ist er gleichfalls und scheint sehr alt. Er enthält die deutschen Runen tag (D) und hagel (H). Das R in der obersten Linie ist auf den Kopf gestellt. Die Schrift muß von der rechten zur linken gelesen werden, dies folgt aus der Stellung der Runen. Bei der Betrachtung derselben fällt auf, daß dasselbe Zeichen, ein Strich oben mit zwei abwärts geneigten Haken, so häufig wiederkehrt, in der obersten Linie regelmäßig ein über das andere

mal; die unterste Linie macht nur durch das F, womit sie anfängt, eine Ausnahme und dadurch, daß das vorletzte Zeichen nur einen Haken hat. Jenes Zeichen ist in der gewöhnlichen Schrift die ösrune, deren beide Queerstriche zwar eigentlich in die Mitte gehören, welche sich jedoch in dieser Gestalt auch auf dem berühmten snoldelevischen Stein (Antiq. Annal. I. 306.) findet. In den Anmerkungen zu Cochlaei vita Theodorici p. 404. hat Peringskjöld einen Stein bekannt gemacht, wo dieses Zeichen die Bedeutung von A hat. Ich vermuthe aber, es ist hier ein Vocalzeichen, indem bis zu dem liegenden Kreuz mit zwei Puncten sonst in der ganzen Inschrift kein Vocal vorkäme. Das letzte Zeichen vor dem Kreuz, ein Strich mit drei Haken, kommt so viel ich weiß sonst nirgends vor, und ich kann über seine Bedeutung nichts sagen. Um die Schrift zu verstehen, müßte die Eigenthümlichkeit der Schreibweise erst entdeckt

werden, daß man absichtlich etwas verborgenes habe sagen wollen, glaube ich nicht. Lesbar sind mir nur ein paar Worte, darunter ein Name, weil dieser etwas zufälliges oder von dem Sinn des Ganzen unabhängiges ist. Nämlich die zweite Zeile enthält, indem sie von der rechten zur linken geht: FROTHI RIT d. h. Frôdi grub ein, schrieb. Der Name ist bekannt, kommt auch im tirstedischen Stein (monum. p. 143) vor. Ausgelassen ist rúnir oder auch stein, wie dies oft der Fall ist. Jene Worte scheinen mir ziemlich gewiß und beweisen dann die Vermuthung von einem Vocalzeichen. Rit als Prät. von rita finde ich in einem Stein bei Ol. Worm mon. p. 235 und p. 458. Was die oben ganz allein stehende Rune madr bedeuten soll, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Gehört sie noch zu dem Schluß der zweiten Zeile INI oder ist es eine Ziffer, da das Runenalphabet gleichfalls zum Zählen gebraucht wurde?

Der Norwegische Runenstein (Taf. VII.) steht in der Kirchhofsmauer der Tuner Kirche, unweit der Stadt Skarpsborg, im Stift Christiania. Die äußere Seite A war sonst mit Mauerwerk überzogen, ist aber davon frei gemacht worden; die Seite B sieht nach dem Kirchhof. Ol. Worm hat eine doppelte Zeichnung dieses Steins geliefert, ohne dies jedoch ausdrücklich anzumerken; da sie aber sowohl in der äußern Gestalt der Runen überhaupt, als auch im Einzelnen von einander abweichen, so habe ich sie beide wieder mitgetheilt. Die Abbildung II. in den monum. ist jünger und hat insofern die Vermuthung für sich, genauer zu seyn, dagegen ist sie wegen größerer Eleganz der Formen verdächtiger. Von den deutschen Runen finden sich folgende: ôthil, fast in jeder Linie auf beiden Seiten; ih (I), Seite A Linie c, 18ter Buchstab; wenigstens vermuthe ich, daß es diese Rune ist, sie hat die Ge-

stalt eines latein. S. gibu (G), Seite B, Linie a, 15ter Buchstab. nôt (N) ganz in der Gestalt des lateinischen X, wie die Rune im zweiten Alphabet des Hrabanus vorkommt: Seite A, Linie b, 3ter und 21ster, Linie c, 8ter; Seite B, Linie c, 2ter Buchstab.

Ol. Worm wünscht einen Dädalus herbei, der ihn aus dem Labyrinth dieser Schrift leite. Ohne überzeugt zu seyn, daß ich den Faden in der Hand halte, versuche ich wenigstens von der einen Seite eine Erklärung. Vermuthlich hat jede für sich einen Sinn, beide beziehen sich aber auf einander. Seite B scheint den gewöhnlichen Inhalt der Runensteine zu haben. Ich fange mit der Linie a an und fasse die sieben ersten Buchstaben zusammen: ISMITHOR. Die dritte Rune halte ich für madr (M), sie wird nicht selten auf diese Weise oben zugeschlossen, wie man sich aus der Varietätentafel bei

Ol. Worm lit. run. p. 60. überzeugen kann. Bei Hrabanus kommt gleichfalls das doppelte Zeichen vor, das offene und geschlossene, jedoch in der Bedeutung von Y; ich erkläre diesen sonst auffallenden Umstand daher, daß das nordische Y das umgekehrte Zeichen des M hat. Die übrigen Runen sind deutlich. Das ganze Wort ist ein Name; ich kann ihn zwar aus einem andern nordischen Denkmal nicht bestätigen, doch dies ist der Fall häufig bei den auf Runensteinen befindlichen Namen und da darin smidur enthalten scheint, so ist er an sich wohl zulässig. — Die jetzt folgende achte Rune ist in der Zeichnung II. deutlich ein thorn (TH), dagegen in I. verschieden und, wie ich glaube, die ärrune, indem die Fortsetzung des Strichs auf der andern Seite fehlt; A oder hier auch E bedeutend. Daß es keine andere seyn kann, zeigen die zwei folgenden, ganz deutlichen: FT; die drei zusammen

enthalten nämlich das in den Runenstei- nen so häufig vorkommende Wort: aft, haft, eft, für das vollständige: aftir, eftir. Nur ein paar Beispiele: im Fal- sterschen Stein haft (Antiq. Annal. I. 76.), im zweiten schleswigischen (Ann. II. 28.) und bei Ol. Worm monum. p. 128. eft. Die drei folgenden, gleich- falls deutlichen, bilden das dritte Wort ISR, Isur, das letzte R steht für UR. Diesen Namen kann ich auf einem Ru- nenstein im Bautil Nr. 300. nachweisen. — Die noch auf dieser Linie a übrigen sechs Buchstaben THGIURI machen nun wieder ein Wort aus, der zweite davon ist sichtbar die deutsche Rune g i b u, wie sie im angelsächsischen und St. Galler Alphabet bezeichnet ist. Sie muß aber die erste seyn, denn in dieser Folge ge- ben die Buchstaben keinen Sinn und der ganze Ausdruck läßt keinen Zweifel übrig, daß die voranstehende thornrune versetzt ist und an eine andere Stelle gehört.

Ein Fall, der nicht selten eintritt und den Sk. Thorlacius (A. Annal. I. 301.) ausdrücklich unter denen aufführt, welche das Lesen der Inschriften so sehr erschweren. Die thornrune muß nämlich von rechtswegen die vorletzte seyn, dadurch erhalten wir: GIURTHI, giordi, das Prät. Sing. von giora, göra, thun, facere, das auf den Steinen auch gerdi (Annal. II. 28.) kirthi (Bautil. 933.) geschrieben wird.

Jetzt wendet sich die Schrift bei der Linie b und geht von der linken zur rechten. Für das erste Wort nehme ich SITEIN d. h. stein. Die zweite Rune betrachte ich als ungehörig zugesetzt, wozu man berechtigt ist, da die Runenschreiber sich nicht selten die Freiheit nahmen ein I zuzusetzen, wie Sk. Thorlacius (Annal. I. 302.) gleichfalls anmerkt; umgekehrt ließen sie dagegen oft das M aus. N ist die deutsche Rune. Wir haben jetzt

die Worte: giordi stein zusammen, dieser Ausdruck findet sich auch sonst noch auf Runensteinen, welche Abrahamson in den Antiq. Annalen I. 110-112. zusammengestellt hat; giora heißt hier so viel als das gewöhnliche höggva (einhauen), setia (setzen), reisa (aufrichten). Abrahamson hält den Ausdruck für einen Provinzialismus, der sich nur auf Runensteinen im gothischen Reich finde, dem widerspräche indessen unser in Norwegen stehender. — Von den nächsten Buchstaben trenne ich EIE ab, als besonderes Wort, von dessen Bedeutung gleich hernach die Rede seyn wird. Sodann fasse ich zusammen LEIBE; daß in diesem Wort ein Verbum steckt, läßt Form und Zusammenhang vermuthen, allein es würde schwer gefallen seyn das richtige zu treffen, wenn ich nicht glücklicherweise in dem Runenstein Nr. 4. unter denen, die Curio im Anhange zu der Gauthreks-Saga bekannt gemacht, eine entsprechende Stelle gefun-

den hätte. Darin nämlich kommt vor: eie listhi, und es ist übersetzt: postea huc usque vixit. Das Prät. von lifa, leben, ist vollkommen richtig, aber eie kann nicht postea oder huc usque auch nicht beides zugleich heißen; es müßte sidan stehen. Ich halte es für nichts anders als das Adverb. å, das soviel als semper bedeutet, mit dem englischen aye, selbst mit dem griechischen ἀεὶ übereinstimmend. Es ist klar, daß LEIBE soviel als listhi heißen soll, EI steht für I, in den Runensteinen kommt in häufiger Abwechslung stin und stein, risa und reisa vor. Das B für F macht keine Schwierigkeit: ohne die Verwandtschaft beider Buchstaben in Anschlag zu bringen, finde ich ebenso: abtir, ibtir, ebt, für aftir, iftir, eft (Bautil 1099. 1100. 1101. Arnkiel IV. 340.). Ein E statt I am Ende ist noch weniger ein Hinderniß, da im Uebergang zu der neuern Sprache häufig ein E für I geschrieben wird, oder auch beide Laute

in den Runen ein Zeichen haben; oft steht rúner (Bautil 555.) für rúnir. Nur, daß TH hinter B fehlt, muß ich aus der Nachlässigkeit des Runenschreibers erklären. Aehnliche Fehler sind übrigens nicht selten. — Der zunächst folgende Buchstab ist ein A, das ich für die Präpos. á, in, nehme und wozu das Wort gehört, das aus den weitern fünf Runen besteht. Nach der Abzeichnung I. sind sie zu lesen: THOREI. Am besten wäre, darin den Namen einer Insel zu sehen: Thorey, wenn sie sich nachweisen ließe. In der Edda (II. 42.) kommt die Insel Tholley vor; streng genommen müßte es á Thoreyu heißen, doch das u fällt im Dativ auch weg. Sonst wäre eine andere Vermuthung: EI stehe hier, wie vorhin bei dem Worte leibe für I; thori könnte aber der von á bestimmte Dat. sing. von thor seyn, was Kühnheit, Keckheit, bedeutet, also á thori: in Muth, Tapferkeit. Nun folgt wieder ein A, die Präpos. á. Die letzten

zwei Buchstaben dieser Linie b schließen sich an die drei andern der Linie c, die gleichfalls, wegen ihrer Stellung am rechten Ende, von der rechten zur linken zu gehen scheint, obgleich zufälligerweise die Buchstaben von der linken zur rechten gelesen dieselbe Form und Bedeutung haben. Sie bilden das Wort TOINI, welches der Dat. ist von tún, Ort allgemein, und auch Ortsname; OI bezeichnet das ú. á toini, túni demnach: zu Tun, wie auch der Ort heißt, wo der Stein steht. Im Bautil (549.) ebenso o Funum.

Das Ganze wäre zu lesen:

Ismithor. eft. Isur. giurthi.
sitein. eie. leibe. a. thorei. a. to
ini.

In richtigern Formen:

Ismidur. eftir. Isur. giordi.
stein. æ. lifdi. á. thorey. á. túni.

"Ismidur errichtete (diesen) Stein über Isur, (welcher) allezeit auf Thorey (in

Tapferkeit) zu Tun lebte." — Dieser Inhalt entspricht gewöhnlichen Runeninschriften. Abrahamson hat in den Antiq. Annalen II. 119. 120. diejenigen gesammelt, worin der Wohnort des Verstorbenen ausdrücklich genannt ist; häufig auch werden seine Tugenden, wie vielleicht hier die in dem Norden über alles geschätzte Tapferkeit gerühmt. Sowohl die Ausdrücke: guter Mann, sehr guter Degen, kommen im Allgemeinen vor, als auch besondere, näher bestimmende: "er floh nicht bei Upsal, sondern kämpfte, so lange er Waffen hatte." (Bautil 1169. 1172.) — "Für seine Freunde war er der beste unter dem Himmel." (Bautil 806.)

Auf die Erklärung der äußern Seite A dieses Steins, deren Schwierigkeiten ein jeder bald fühlen wird, der einen Versuch machen will, muß ich vorerst Verzicht thun. Vermuthlich enthält sie etwas Besonderes aus dem Leben des Verstorbenen,

und man kann daher nicht, wie bei dem gewöhnlichen Inhalt von Runeninschriften im voraus auf bestimmte Worte und Redensarten rechnen; wodurch man immer sehr gefördert wird. Dazu kommen ungewöhnliche und fremdartige Zeichen. Ich bin nicht einmal ganz gewiß, wo die Schrift anfängt. Da auf der Zeichnung I. die Zeile a am Ende leeren Raum hat, so könnte man hier den Schluß suchen wollen; indessen in der Abzeichnung II. ist dieser Raum bis auf ein Geringes ausgefüllt. Am wahrscheinlichsten daher fängt die Schrift mit der Linie a von der linken zur rechten an, geht dann von der rechten zur linken in der Linie b fort, und wendet wieder auf der Linie c von der linken zur rechten um, nur, daß der 4te Buchstab umgekehrt ist und vom 5ten an bis zu Ende die übrigen größtentheils auf den Kopf gestellt sind. Die unbekannten Zeichen in der Linie a das 4te, 7te und 9te sind auf beiden Abzeichnungen auch

sehr verschieden; ferner in der Linie c ist das 2te dem lateinischen O ähnlich. Dagegen in der Linie b das 16te und 18te, so wie in der Linie c das 3te, ist ein U, wie es in der Varietätentafel bei Ol. Worm vorkommt. Zugleich findet sich dieselbe Rune, Linie a und c, in der gewöhnlichen Gestalt. In der zwanzigsten so wie in der vorletzten Rune der Linie c weichen beide Zeichnungen ab. — Ob das in der Linie a ganz deutliche TUMORBI ein Ortsname sey, lasse ich dahin gestellt seyn; auf der Linie c lese ich von der 5ten bis zur 9ten Rune wieder THOINI, womit die Inschrift auf der Seite B schloß. Daß hier ein thorn steht, dort aber thr, macht gar nichts; auch der obenhin geschobene Halbkreis, wodurch die Rune dem latein. P. ähnlich wird, kam bei dem upl. Stein 581. vor.

Das schon durch seine äußere Gestalt sich auszeichnende, große Bletinger

Denkmal (Taf. VIII.) befindet sich in einem Birkenwald zwischen Leerager, Birketorp und Listerby. Drei im Dreieck aufgerichtete Steine gehören zusammen, der eine ragt in einer Höhe von sieben und einer halben Elle, während die Breite etwa zwei Ellen beträgt, über die beiden andern, die um eine Elle kleiner und auch verhältnißmäßig schmäler sind. Nur der größere ist beschrieben, die östliche Seite a enthält die Hauptinschrift von sechs Zeilen, die westliche b dagegen nur eine einzige. Die Buchstaben sind, wie Ol. Worm ausdrücklich bemerkt, so deutlich und bestimmt eingehauen, wie kaum auf irgend einem andern Runenstein, daher auch verschiedene Abzeichnungen völlig übereinstimmten. Dies wäre ein Grund, dem Runenstein ein verhältnißmäßig nicht sehr hohes Alter zuzuschreiben, da gewöhnlich eine solche Eleganz erst späterhin vorkommt. — Von den deutschen Runen finden sich in der Schrift folgende: i h

(I), das die Gestalt eines lateinischen S hat, in der 1sten, in der 3ten zweimal und in der 5ten Linie; ech, ehu (E) mit der Gestalt des lateinischen M in der 2ten Linie zweimal, und in der 4ten das vorletzte Zeichen. In der 2ten Linie der 10te und 13te Buchstab ist wohl man (M). Eine tagrune (D oder Đ) ist vermuthlich in der 5ten Linie der 11te Buchstab, mit eigener, gleichsam zweimal verdoppelter Gestalt. hagel (H) in der 3ten und 6ten Linie der erste Buchstab. ôthil in der 6ten Linie zweimal der zehnte und zwölfte. gibu (G) oder, weil die Gestalt sehr ähnlich ist, nôt (N) in der 5ten Linie die letzte Rune. — D, in der 6ten Linie der 4te Buchstab, ist durch Erweiterung des Halbkreises völlig dem lateinischen D ähnlich geworden. A wird durch das Zeichen des nord. hagl (H) ausgedrückt, wie dies auch im snoldelevischen Runenstein geschieht (Antiq. Annal. I. 300.). Endlich ist der merkwürdige Umstand nicht

zu übersehen, daß jene deutschen Runen zum Theil sich daneben in der gewöhnlichen nordischen Form finden: nämlich I, M, D und N. Ferner ist U in doppelter Gestalt vorhanden, denn auch in der 4ten Linie die 12te Rune ist ein U; ebenso TH (nämlich auch mit dem oben angelegten Halbkreis, wodurch es dem lat. P vollkommen ähnlich wird), in der 2ten Linie die 6te Rune.

Ol. Worm sagt von diesem Stein: diu multumque in eo enucleando desudavi, operam praestantissimorum in hac litteratura imploravi, sed frustra ferme fui. Cernis enim hic runicos, latinos, graecos et peregrinos elementorum ductus, ita invicem congestos et confusos, ut citius ex Labyrintho Daedaleo, quam hinc te ex tanta extricaveris perplexitate. Zu der Behauptung, daß lateinische und griechische Buchstaben eingemischt seyen, ließ sich Worm blos

durch die ihm unbekannten Runen verleiten. Hierauf folgt ein Brief von Arngrim Jonsen, dessen Meinung Worm verlangt hatte. Er vermuthet die Einmischung einer fremden Sprache, und merkt an, man müsse das Zeichen des hagl nicht blos H, sondern HA lesen. Da er die deutschen Runen nicht kannte, so wäre es überflüssig hier zu wiederholen, wie er das Ganze liest, es ist entschieden falsch und überdies völliger Unsinn. Eine solche Einmischung einer fremden Sprache müßte durch andere Beispiele gerechtfertiget werden; ich finde aber nur eine Runeninschrift mit einem lateinischen Zusatz in Mönchsschrift (Bautil 938.), oder umgekehrt, eine lateinische Inschrift in Runenbuchstaben, die mit einem Satz in nordischer Sprache schließt (monum. p.176). — Ich bin dagegen geneigt, hier wie bei dem upland. Stein 361. an eine eigenthümliche Geheimschrift zu glauben. Vier Vocale hinter einander, in der 4ten Linie

die vier letzten AUEU, machen es sehr wahrscheinlich. Mehr als ein paar Worte mit einiger Sicherheit herauszubringen, hat mir nicht glücken wollen. Auf der Seite b ist der Name UTHAR vollkommen deutlich, die zwei Puncte dahinter zeigen auch, daß der Runenschreiber gar wohl das auf den gewöhnlichen Steinen übliche Trennungszeichen kannte. Die folgenden Buchstaben ABASBA, so deutlich sie sind, weiß ich schon nicht zu erklären. Auf der westlichen Seite a sind mir nur zwei Worte außer Zweifel: nämlich in der 6ten Zeile HANDUM, höndum, der Dat. Pl. von hönd, Hand; woraus sich gegen Arngrim Jonsen auch ergibt, daß das Zeichen des Hagl lediglich A nicht HA muß gelesen werden, da hier noch ein H voran gesetzt ist. Sodann die darauf folgenden fünf Buchstaben: RUNOR. In der 3ten Zeile könnten die sieben ersten HALGRIM gelesen werden, der Acc. von Hallgrimr, welches ein nordischer, z. B.

aus der Niála-Saga bekannter Name ist; aber dann müßte der 7te Buchstab ein M seyn, während er einen Lingualaut zu bezeichnen scheint, und die vierte aus der týr-in die kön rune verändert werden. In der 4ten Zeile die sieben ersten Buchstaben: INA RUNA lauten wie der Gen. Pl. inna rúna. Die vier nächsten MARA könnten die Mar, incubus, heißen, gleicherweise die vier ersten in der 5ten Zeile FALA etwas ähnliches, da fála ein Zauberweib bedeutet. Das bleibt aber alles ungewiß, indessen gewähren doch diese paar Worte wenigstens die Ueberzeugung, daß die Inschrift in nordischer Sprache abgefaßt ist.

Der zweite Blekinger Stein war gefunden bei dem Schluß Silvisborg auf der Gommor-Wiese, und bestand aus einem länglichen, auf jeder Seite mit Runen beschriebenen Viereck. Nur ein Bruchstück, eine Elle groß, hat sich erhalten,

welches auf der Zeichnung (Taf. VIII.) von zwei Seiten dargestellt ist. Den Verlust des Ganzen muß man bedauern, da auf diesem Stein dasselbe Alphabet vorkommt, das auf dem vorigen größern Denkmal gebraucht worden, und sich gewiß aus der Vergleichung beider mancher Aufschluß ergeben hätte. Die deutsche Rune e ch und i h steht auf der Seite a, gibu auf der Seite b, das Zeichen des hagl in der Bedeutung von A, und thorn kommt in doppelter Gestalt vor. Auf der Seite a läßt sich THAT, that, oder auch ATHR, áðr, antea, herausheben, doch damit würde wenig gewonnen seyn, so wie durch Vermuthungen über die vier Runen IATE der zweiten Linie. Dagegen scheint die Seite b ein paar Worte im Zusammenhang zu gewähren; ich lese: IATHU. THGL. AFA. jathu ist gátu, das Prät. Pl. von géta, erlangen, acquirere, das G ist durch das verwandte Jod ausgedrückt. thgl muß

thegl gelesen werden, bekanntlich ließen die Runenschreiber oft bei einem Consonant den Vocal aus, welchen der lateinische Name des Buchstabs hat, z. B. bei H das A: hgva für hagva; also bei dem D das E. degl, dögl, Neut. Pl. sind die Waffen, supellex militaris; afa ist der Gen. von afi, Großvater. Gátu dögl afa heißt demnach: sie erhielten die Waffen des Großvaters. Ich nehme hier an, Enkel setzten ihrem Großvater einen Stein, auf welchem sie bemerkten, was sie von ihm geerbt hatten; bekanntlich aber erhielt der nächste männliche Erbe das Heergewette voraus. Es ist auch nicht ohne Beispiel, daß auf dem Runenstein angegeben worden, wer den Verstorbenen beerbt hatte (z. B. Bautil 155.). Die zweite Linie enthält die férune dreimal neben einander und zwar auf den Kopf gestellt. Gilt sie hier als Zahl? da F nach der alten Ordnung der erste Buchstab ist, so würden drei F so viel als III

bedeuten. Vielleicht sollte damit die Zahl der Enkel ausgedrückt werden.

Ich schließe mit zwei allgemeinen Bemerkungen über die bisher betrachteten Runensteine. Erstlich ist es gewiß, wir haben hier keine von Fremden herrührende Inschriften vor uns; sie sind in nordischer Sprache abgefaßt, und so viel Einsicht in jede ist wenigstens gewonnen, daß der Gedanke, sie rührten etwa von einem Angelsachsen oder Deutschen her, nicht aufkommen kann. Mithin war aber das deutsche Runen-Alphabet auch im Norden bekannt und wurde angewendet, wenn gleich nur selten. Zweitens: es leidet keinen Zweifel, diejenigen, welche diese Runenschrift eingehauen, haben zugleich das altnordische Alphabet gekannt, da sie entweder nur einen Theil der deutschen Runen einmischten oder auch die verschiedenen Formen neben einander brauchten, wie in dem Leeráger Stein. Dagegen kommt in allen fünf Inschriften nicht eine

einzige punctirte Rune vor, was wohl verdient bemerkt zu werden. Da nun das deutsche Alphabet schon in der Zeit des Hrabanus Maurus aufgezeichnet ist, bis in welche kaum der älteste Runenstein im Norden hinaufreicht, so darf man vermuthen, daß ein doppeltes Alphabet, ein engeres und vollständigeres, schon damals nebeneinander bestanden habe. Bei dieser Ansicht würde es bedeutend seyn, wenn die hier besprochenen Runensteine, wie es bei einigen schien, wirklich eine Geheimschrift enthielten; zugleich muß man sich der Worte des Hrabanus Maurus erinnern, wornach gerade beim Gebrauch seines Runenalphabets eine solche beabsichtiget wurde. Ich füge zwei Stellen aus den altnordischen Denkmälern hinzu, wo von unverständlichen, Geheimrunen (launstafir), die schwer auszulegen sind, die Rede ist. In der alten Edda (quida Gudrúnar. II. 22.) heißt es von einem mit Runen bezeichneten Horn:

vóro i horni
hverskyns stafir,
ristnir ok rothnir;
rátha ek ne máttak.
Es waren im Horne
jederlei Art Buchstaben
eingeritzt und geröthet;
ich konnte sie nicht auslegen.

Und in der Egils-Saga S. 567.

Skalat madr rúnar rista,
nema rátha vel kunni;
that verdr mörgom manni,
er um myrkvan staf villiz.
sá ek á telgdu tálkni
tío laúnstafi ristna.
Niemand soll Runen schneiden,
wo er sie nicht wohl auslegen kann.
Es begegnet manchem Manne,
daß er bei dem dunkeln Buchstab sich irrt.
Ich sah auf diesem mit dem Messer bereiteten Fischkiefer
zehn geheime Buchstaben eingeschnitten.

22.

Runen auf dem Löwen zu Venedig.

Nach der Eroberung von Athen im Jahr 1687. führten die Venetianer aus dem Piräeus zwei Marmor-Löwen, von unbezweifelt griechischer Arbeit, in ihre Hauptstadt, wo sie, vor dem Eingange des Arsenals, aufgestellt wurden und sich gegenwärtig noch befinden. Ackerblad entdeckte zuerst auf dem einen, der auf den Vorderbeinen steht, eine Inschrift, und erkannte sie sogleich für eine runische. Nachricht davon nebst Nachzeichnung lieferte er in das Skandinavische Museum von 1800. (das jedoch erst 1803. ausgegeben wurde). Von dieser Abhandlung kam eine französische Uebersetzung mit Anmerkungen von Villoison in Millins magasin encyclopédique Jahrg. IX. B. 5. p. 26. ff. Auch ein Nachstich der Zeich-

nungen wurde geliefert, worin jedoch die Buchstaben bis auf den dritten Theil der wirklichen Größe verkleinert sind; ich wiederhole ihn hier (Taf. V.).

Runen sind es ohne allen Zweifel, nur wer diese nicht kennt, kann sie für altgriechische Buchstaben halten. Für Runen hat sie auch neuerdings v. d. Hagen (Briefe in die Heimath II. 141.) erkannt. Die Schlangenwindungen, welche den Runensteinen eigenthümlich und jenen im Norden vollkommen ähnlich sind, überzeugen ebenfalls davon. Die Inschrift verbreitet sich von der Brust des Löwen auf beide Seiten des Leibes; der am meisten verschlungene Theil A steht rechts, der andere B links. Durch ein mißgünstiges Schicksal ist die größte Zahl der Runen ausgekratzt und unleserlich, demnach alle Hoffnung vergeblich, etwas mehr als Vermuthungen über einzelne

Worte herauszubringen. Folgendes kommt mir merkenswerth vor. Die einzelnen Worte scheinen nicht durch Raum oder Puncte getrennt, vielmehr die Schrift in einem fortzulaufen. Seite B auf der Stelle, die ich unten durch ein Kreuz bezeichnet habe, scheint der Anfang gewesen zu seyn; die Schrift, wo sie wieder sichtbar ist, geht nach beiden Richtungen rechts und links fort. Seite A stößt sie bei der End-Verschlingung, da wo unten ein Kreuz steht, gegeneinander. Ferner: man bemerkt nirgends eine punctirte Rune, es müßte denn Seite B Kreuz 2. ein punctirtes E stehen. In diesen Merkmalen käme die Inschrift mit den früher besprochenen nordischen zusammen. Allein ich erkenne auch zwei deutsche Runen ganz deutlich: e h u (E) bei Kreuz 3. und c e n bei Kreuz 4. Von dem vermuthlichen Anfang der Seite B rechts die ersten les-

baren Runen enthalten das Wort URDU, das wåre der richtige Plur. Pråt. von verda, werden, und damit eine nordische Form erkannt. Links die bei dem Kreuz 3. erhaltene Buchstabenreihe ADIHIER befaßt vermuthlich einen Theil von dem Namen des Runenschreibers. Die zunåchst deutlichen drei Buchstaben RIT kônnten das Pråt. von rita, schreiben seyn. Auf der Seite A hat sich noch weniger erhalten, ich glaube zweimal, wo unten die zwei Kreuze sind, zu lesen: THAIR, their, ther, Pl. des persôn. Pronomens, doch ist einmal die erste Rune TH, das anderemal die zweite A undeutlich.

Auf die Frage, wie diese Runeninschrift nach Athen gekommen sey? ist nicht schwer zu antworten. Hôchst wahrscheinlich rûhrt sie von einem Nordlånder, der sie in Athen auf den Lôwen selbst mag einge-

graben haben, vermuthlich im 12ten oder 13ten Jahrhundert. Griechenland wurde nicht selten von den Nordländern besucht, in den Anmerkungen zu der Vita Theodorici p. 471. theilt Peringskjöld einen Runenstein mit, auf welchem es von dem Verstorbenen heißt: "er erwarb Schätze in Griechenland." Auf einem andern im Bautil 155. steht: "beide Brüder starben in Griechenland." Peringskjöld (p. 458 - 471.) und Ol. Celsius (acta litterar. Sueciae. 1728.) haben die Steine zusammengestellt, die sich auf eine Fahrt nach Griechenland beziehen. Und daß es nicht blos einzelne Fälle waren, beweist eine Stelle im Westgothischen Recht, die darauf Rücksicht nimmt; nämlich in dem vierten Balken vom Erbrecht c. 12. §. 2. ist ausdrücklich festgesetzt: "keiner der in Griechenland wohnt, kann eines im Norden verstorbenen Mannes Erbe erlangen." (engsins mans arf taker then mar

i Griklandi sitter). Freilich ist unter Griechenland zunächst Byzanz gemeint, indessen nichts natürlicher, als die Vermuthung, daß ein Nordländer von dort herab nach Athen gekommen sey und die Runen eingegraben habe.

Beilagen.

A.

Angelsächsisches Gedicht über die Runen-Namen.

1. Feoh byth frofur
fira gehwylcum,
sceal theah manna gehwyle
miclun hyt dâlan,
gif he wile for drihtne
domes hleotan.
2. Ur byth anmod
and oferhyrned,
fela-frecne deor,
feohteth mid hornum:
mâre mor-stapa:
thât is modig wuht.
3. Thorn byth thearle scearp
thegna gehwylcum,
anfengys yfyl,
ungemetun rethe
manna gehwylcun,
the him mid resteth.

4. Os byth ordfruma
ålcre språce,
wisdomes wrathu
and witena frofur,
and eorla gehwam
eadnys and to-hiht.

5. Rad byth onrecyde (on recede)
rinca gehwylcum,
sefte and swithhwåt,
tham the sitteth on-ufan
meare mågen-heardum,
ofer mil-pathas.

6. Cen byth cwicera gehwam
cuth on fyre:
blac and beorhtlic
byrneth oftust,
thår hi åthelingas
inne restath.

7. Gyfu gumena byth
gleng and herenys,
wrathu and wyrth-scype
and wråcna gehwam
ar and åtwist,
the byth othra leas.

8. Wen ne bruceth
the can weana lyt
sares and sorge (sorge),
and him sylfa häfth
blåd and blysse
and eac byrga geniht.

9. Hågl byth hwitust corna,
hwyrft hit of heofones lyfte:
wealcath hit
windes scura (scûras),
weortheth hit
to wätere syththan.

10. Nyd byth nearu on breostan,
weortheth hi theah oft nitha bearnum
to helpe and to häle gehwäthre,
gif hi his hlystath åror.
(Nead byth nearu on breoste
nitha bearnum,
weortheth heo theah to helpe
and to häle gewäthre,
gif hi his
hlystath äror.)

11. Is byth ofer cealdunge (ofer-ceald),
metum (ungemætum) slidor,
glisnath gläs-hluttur
gimmum gelicust,
flor forste ge worulit (geworht),
fåger ansyne.

12. Ger byth gumena hiht,
thon god låteth,
halig heofones cyning,
hrusan syllan
beorhte bleda
beornum and thearfum.

13. Eoh byth utan
unsmethe treow,
heard hrusan-fåst,
hyrde fyres,
wyrtrumun underwrethyd
wynan (wyn) on ethle.

14. Peorth byth symble
plega (. . . . . .)
and hlehter wlancum,
thar wigan sittath
on beor-sele
blithe åt somne.

15. Eolhx seccard (Eolng-secg eard) håfth
oftust on fenne,
wexeth on wature,
wundath grimme,
blode breneth (byrneth)
beorna gehwylcne,
the him ånigne
onfeng gedeth.

16. Sigel se-mannum
symble byth on hihte,
thonn (thonne) hi hine feriath
ofer fisces beth (bäth),
oth hibrim (hi brim-) hengest
bringeth to lande.

17. Tir byth tacna sum,
healdeth trywa (treowa) wel
with åthelingas,
a byth onfårylde (on färelde)
ofer nihta genipu;
nåfre swiceth.

18. Beorc byth bleda-leas,
bereth efne swa theah
tanas butan tudder,
byth on telgum wlitig.

theah on helme
hrysted (hrisceth) fägere,
geloden leafum,
lyfte getenge.

19. Eh byth for eorlum
äthelinga wyn,
hors hofum wlanc,
thär him hälethe (hælethas) ymb,
welege on wicgum,
wrixlath spräce;
and byth unstyllum
äfre frofur.

20. Man byth on myrgthe
his magan (magum) leof,
sceal theah anra gehwylc
odrum swican,
for tham dryhten
wile dome sine (sinum)
thät earme fläsc
eorthan betäcan.

21. Lagu byth leodum
langsum gethuht,
gif hi sculun nethan (neothan)
on nacan tealtum (tealtian),

and hi så≈ytha
swythe bregath,
and se brim≈hengest
bridles ne gym (gŷmth).

22. Ing wås årest
mid east≈denum
gesewen secgun,
oth he siththan est (est-werd)
ofer wåg gewat:
wån åfter ran.
thus heardingas
thone håle nemdun.

23. Ethel byth ofer≈leof
åghwylcum men,
gif he mot thår rihter (rihtes)
and gerysena
on brucan on blode
bleadum oftast.

24. Dåg byth drihtnes sond,
deore mannum,
måre metodes leoht,
myrgth and to≈hiht
eadgum and earmum,
eallum brice (bryce);

25. Ac byth on eorthan
elda bearnum,
flåsces fodor;
fereth gelome
ofer ganotes båth,
gar-secg fandath:
hwåther ac håbbe,
åthele treowe (treow)!

26. Aesc byth ofer-heah,
eldum dyre,
stith on stathule,
stede rihte hylt,
theah him feohtan (feohton) on
firas monige.

27. Yr byth åthelinga
and eorla gehwås
wyn and wyrthmynd,
byth on wicge fåger,
fåstlic on fårelde,
fyrd geacewa (fyrd-gemaca) sum.

28. Ior byth ea fixa (ea-fisc)
and theah abruceth (a brûceth)
fodres onfaldan (on foldan),
hafath fågerne eard

wåtre beworpen,
thår he wynnum leofath.

29. Ear byth egle
eorla gehwylcun,
thonn fåstlice
flåsc onginneth
hrawcolian (hræw colian),
hrusan ceosan
blac to gebeddan:
bleda gedreosath,
wynna gewitath,
wera (wära) geswicath.

---

1. Geld ist Trost
für jeden Menschen,
soll doch jeder Mann
reichlich es austheilen,
wenn er will vor dem Herrn
Urtheil empfangen.
2. Ur ist hartnäckig
und obengehörnt,
ein vielfreches Thier,
kämpft mit den Hörnern,

gewaltig im Sumpfe stapfend:
das ist ein stolzes Thier!

3\. Dorn ist sehr scharf
jedem Menschen,
anzugreifen übel,
unmäßig hart
jedem Manne,
der mit ihm schläft.

4\. Mund ist Anfang
jeglicher Sprache,
der Weisheit Stütze
und der Klugen Trost,
und der Menschen jedem
Lust und Zuversicht.

5\. Ritt ist daheim
jedem Manne
angenehm und stärkend,
dem der sitzt oben
auf vielkräftigem Roß,
über lange Wege.

6\. Kien ist jedem Lebenden
kund im Feuer,
weiß und hell
brennt es sehr oft.

da wo die Edelinge
innen schlafen.

7. (Milde) Gabe ist der Menschen
Zier und Lob,
Stütze und Ruhm
und jedem Wandernden
Erz (Geld) und Speisung,
der ist anderer beraubt (ohne Freunde).

8. Hoffnung braucht nicht,
der wenig weiß von Elend
Schmerz und Sorge,
und selbst hat
Glück und Freude
und auch Burgen genug.

9. Hagel ist das weißeste der Körner,
es fällt herab aus Himmels Luft:
treiben es
Windes Schauer,
wird es
zu Wasser darnach.

10. Noth ist eng in der Brust,
den Menschenkindern,

Doch gereicht sie zu Hülfe
und zum Heile beides,
wenn sie darauf
hören zuvor.

11. Eis ist überkalt,
unmäßig glatt,
glänzt glashell,
Edelsteinen ähnlich:
Flur von Frost gewirkt,
lieblich anzusehen.

12. (Gesegnetes) Jahr ist der Menschen Hoffnung,
wenn Gott läßt,
der heilige Himmelskönig,
die Erde geben
herrliche Früchte
Reichen und Armen.

13. Eoh ist außen
rauher Baum,
hart felsenfest,
Hirte des Feuers,
durch Wurzeln befestigt,
Freude im Vaterland.

14. Peorth ist immer
Spiel (......)
und Scherz den Reichen,
wo Krieger sitzen
im Biersale
fröhlich beisammen.

15. Schilf hat Erde (wurzelt)
sehr oft im Sumpfe,
wächst im Wasser,
wundet grimm,
brennt mit Blut
jeden Menschen,
der ihm einigen
Empfang thut (es anrührt).

16. Sonne den Seeleuten
ist immer in Hoffnung (eine Freude),
wann sie fahren
über Fisches Bad,
oder Meeresroß
sie bringt zu Lande.

17. Tir ist der (Wunder-) Zeichen eins,
hält Treue wohl

bei Edlingen,
ist immer auf der Fahrt
über der Nächte Wolken (Finsterniß);
trügt nimmer.

18. Birke ist fruchtelos,
trägt ebenwohl
Zweige ohne Samen,
ist in Aesten schön,
doch in der Spitze
rauscht sie lieblich,
bewachsen mit Blättern,
von der Luft bewegt.

19. Pferd ist vor den Menschen
der Edelinge Freude,
Roß auf Hufen stolz,
wo untereinander Helden deshalb,
gewaltige im Streit,
Worte wechseln (es rühmen);
und ist unruhigen (eilenden, muthigen)
immer Trost.

20. Mann ist in Freude
seinen Blutsfreunden lieb,
doch wird einer
den andern betrügen (verlassen),

deshalb der Herr
will durch sein Gericht
das elende Fleisch
der Erde zurückgeben.

21. Wasser ist den Leuten
beständiger Gedanke,
wenn sie sollen nieden
im Nachen schwanken,
und die Seewellen
sie gewaltig schrecken,
und das Meer-Roß
des Zügels nicht achtet.

22. Ing war zuerst
unter den Ostdänen
gesehen von den Männern,
bis er hernach ostwärts
über die Flut ging,
der Wagen rollte nach.
Also die Führer
den Mann nannten.

23. Vaterland ist überlieb
jedem Manne,
wenn er muß da
nach Recht und Gerechtigkeit

richten in Blut,
bei furchtsamen oft.

24. Tag ist des Herrn Bote,
theuer den Menschen,
herrliches Licht Gottes,
Freude und Zuversicht
Reichen und Armen,
allen gedeihlich.

25. Eiche ist auf dem Land
den Menschenkindern
Fleisches (Leibes) Behältniß;
fährt häufig
über Wasserhuhns Bad,
erforscht die See:
jeder habe Eiche,
den edlen Baum!

26. Esche ist überhoch,
den Menschen werth,
fest im Grund,
hält recht Stand,
wenn gleich sie anfallen
viele Männer.

27. Bogen ist Edelingen
und Mannen, eines jeden
Freude und Ehre,
ist im Kampfe angenehm,
schnell auf der Fahrt,
ein Genosse im (Kriegs-) Zug.

28. Jor ist ein Wasserfisch
und frißt doch immer
Futters auf Erden,
hat die schöne Flur
mit Wasser beworfen,
wo er in Freuden lebt.

29. Ear ist verhaßt
jedem Manne,
wenn unaufhaltsam
das Fleisch (der Mensch) beginnt
als Leiche zu erkalten,
die Erde zu erwählen
bleich zum Weibe:
Freuden zerfallen,
Wonnen verschwinden,
Verbindungen werden gelöst.

Anmerkungen.

Hickes hat dieses Gedicht (gr. anglosax. p. 135.) zuerst aus einer Handschrift der cotton. Bibliothek (Otho B. 10.) bekannt gemacht, jedoch ohne alle Erläuterungen. Es begleitet das eine Runen-Alphabet (Taf. III. Nr. 1.) gleichsam als Commentar, indem es von dem Namen eines jeden Buchstabs eine poetische Umschreibung gibt; doch erstreckt es sich nur bis auf die Rune e a r; die vier letzten bleiben unerklärt. Mir scheint der Geist der alten Dichtungen darin zu leben und ich stehe nicht an, es den ältesten, welche die angelsächsische Litteratur aufbewahrt hat, an die Seite zu stellen, so daß es nicht blos in Beziehung auf die Runen, sondern auch seines unabhängigen Werths wegen der Betrachtung vollkommen werth ist. Kenner der eddischen Lieder werden eine gewisse Verwandtschaft damit finden: jene eigenthümliche Anschauung einzelner

Naturzustände, und den reichen, oft großartigen Ausdruck, der sich in mannigfachen Wendungen und immer von neuem anhebenden Bildern gefällt. Wie schön und wahr gefühlt ist die Beschreibung von Eis, Wasser und Tag. Die Urschrift ist leider an mehr als einer Stelle sichtbar verderbt, weshalb die Uebersetzung, die hier zum erstenmal versucht worden, nicht blos mit der Schwierigkeit des an sich dunkelen Inhalts zu kämpfen hatte. Die Abänderungen, die mir nöthig schienen, um zu einem Sinn zu gelangen, habe ich zur Unterscheidung mit lateinischen Lettern zugefügt; ich zweifle nicht, daß manche durch glücklichere können ersetzt werden. Einige Bemerkungen verdanke ich auch meinem Bruder. Folgendes gehört noch zu näherem Verständniß der einzelnen Strophen. 1) Geld: Reichthum, Wohlhabenheit; feoh heißt ursprünglich Vieh, dann aber pecunia; gerade wie sich das lateinische Wort von pecus gebildet hat.

wobei anzumerken ist, daß auch fê und pe-cus ursprünglich zusammen zufallen scheinen. Den ganzen Satz verstehe ich so: Reichthum hat für jeden Menschen großen Werth, doch wer vor Gericht erscheinen muß, auf dem Althing, der spare sein Geld nicht, um sich Anhänger zu verschaffen; wenigstens im Norden war ein großer Anhang sehr wichtig. (Vgl. P. E. Müller über isländ. Historiogr. S. 9. 10.) Es ist hier nicht Bestechung im bösen Sinn, sondern ein auf offenem Wege erworbener Einfluß gemeint. — 3) Ein Dorn, der sich eingedrückt hat, stört durch Schmerz den Schlaf; ich sehe aber hier eine Anspielung auf einen Schlafdorn (nord. svefnthorn), den man aus der Volsúnga-Saga (Cap. 29.) kennt. Odin drückte ihn der Brynhild ins Haupt und sie gerieth in einen Schlaf, aus dem sie nur gewaltsam konnte aufgeweckt werden. Solch ein zauberschwerer Schlaf ist hier wahrscheinlich gemeint. —

4) Der nordische Name ó s bedeutet Mündung, er ist im angelſ. Alphabet beibehalten; das Wort selbst aber findet sich nicht in der angelſ. Sprache. Weil es der Verfasser des Gedichts nicht verstand, so erklärte er es nach dem lateinischen os, denn daß hier der Mund gemeint wird, ist außer Zweifel. An eine Verwandtschaft des nord. und lateinischen Wortes, die man gar wohl annehmen darf, dachte er dabei gewiß nicht. — 5) Schwierigkeit macht das Wort onrecyde. Lye-Manning, der es sichtlich blos aus unserer Stelle kennt, übersetzt es durch revelatus, was aber ebenso unrichtig ist, als die Erklärung der ganzen Zeile, die man v. swithhwát findet; ein Participium ist es in keinem Falle. Die Verbesserung on recede gewährt einen guten Sinn, sobald man nicht den engen, ganz wörtlichen: in domo, annimmt, sondern den allgemeinern: daheim in Frieden, mit Lust; entgegengesetzt wäre dann der be-

schwerliche Ritt im Krieg, der mühselige Zug. — Mîl-pathas übersetzt Lye-Manning inter semitas, aber falsch: mîl heißt Meile und mîl-päth, Meilenweg, ist epischer Ausdruck für einen langen Weg, so wie es in schwedischen Liedern heißt: rida öfver den tretti-mîla skög (Afzelius I, 6. 9. 19) tolfmîla skög (I, 116). — 6. cên steht gewiß für das nordische kön, ulcus, da das Wort im Angelsächsischen nicht bekannt ist, so hat der Dichter etwas anderes darunter verstanden, denn an Beule, Wunde, denkt er offenbar nicht. Es fragt sich nur: welches? Aus dem Inhalt der Strophe selbst schließe ich, daß unter cên nichts anders, als der Kien, plattd. Keen, das harzgesättigte Holz der Kiefer gemeint sey, das bekanntlich, weil es sehr hell brennt, an vielen Orten zum Leuchten gebraucht wird; wenigstens paßt das Gesagte vollkommen darauf. — 12. gêr, annus, ist hier annona, ein mit

reicher Erndte gesegnetes Jahr, das größte Glück der alten Zeit; auch das nordische ár hat beide Bedeutungen zugleich. Man opferte im Norden für Frieden und ein gesegnetes Jahr, als die beiden höchsten Güter. — 13. eoh kein angelsächsisches Wort, aus dem Inhalt der Strophe scheint aber zu folgen, daß die Eiche gemeint sey; hiermit stimmte dann der Name dieses Buchstabs in den St. Galler Runen, wo er ih lautet, welches eih, quercus, der monseeischen Glossen wäre. Nur kommt die Eiche noch einmal, bei der 25sten Rune, in der richtigen as. Form âc vor. Sollte dies eoh noch ein aus dem deutschen mitgebrachtes Wort seyn? — Hirte des Feuers: das Holz, das die Glut nährt, bewahrt; ganz im Geist der eddischen Kenningar. — 14. peorth weiß ich nicht aus dem Angelsächsischen zu erklären, auch der Inhalt der Strophe hilft nicht fort; von einem Spiel ist die Rede, in der deutschen Gr. S. 126. wird

daher vermuthet, peorth sey gleich mit dem isländischen ped, welches den Bauer im Schachspiel bedeutet. Im Persischen heißt er piadeh, franz. pions, ital. pedone, offenbar dasselbe Wort, und das könnte denn auch der altdeutsche Ausdruck: vende seyn. Zu bemerken ist, daß das markomannische Alphabet und zwar in allen Recensionen ein anderes Wort liefert: perch oder perc, was durch Berg zu übersetzen gar kein Hinderniß vorhanden ist; Notker schreibt es auch mit der ten. p. Auch scheint in dem dritten oben angeführten angelsächs. Alphabet peorch die richtige Lesart zu seyn. — 15. eolug-secg ist schwierig; im Lye-Manning ist dabei folgendes bemerkt: papiluus, papiluum, papitium. MS. Quid autem ſibi velint haec, neſcio: forte, populeum unguentum ſcilicet ex germinibus nigrae populi compoſitum. Somner. eolx, idem. Ich halte die Somnersche Vermuthung für ganz falsch, auf keinen Fall könnte sie auf

den Sinn unserer Strophe angewendet werden. Indessen hilft secg auf die Spur, es heißt carex und ganz deutlich wird hier nichts anderes, als hartes, beim Anfassen die Hand schneidendes Schilf beschrieben. Der Zusatz kann also kaum etwas anderes, als eine besondere Art desselben anzeigen. Im Angelsächsischen finde ich keine Auskunft, aber aus dem gälischen Wörterbuch (Focaloir. Paris 1768.) sehe ich, daß eben das Ried im gälischen giolc, ciulc, giolcog, giolcach heißt *) und ohne Zweifel ist eolx, eolug dasselbe Wort, nur ohne vorgesetzten Kehllaut, eolug-secg also genau so viel als read-secg. Der Buchstab selbst ist wohl erst durch das lateinische Alphabet veranlaßt worden, da der Laut desselben sonst vollkommen durch HS, CHS bezeichnet wurde. — 16.

*) In dem galic dictionary von Shaw steht fälschlich giole und gioleog.

Fisches Bad ist wie Str. 25. Wasser-huhns Bad ein poetischer Ausdruck für See; Meer-Roß für Schiff. Aehnlich das eddische brimdyr, bellua marina, (Helga-Quida I. 46.) oder hest säkonunga, Roß der Seekönige (Snorra Edda von Rask. S. 166.) — 17. Bei Tîr wird nicht die angelsächsische Bedeutung des Worts (dominus), was klar ist, sondern, wie ich vermuthe, die Bedeutung des Zeichens selbst beschrieben. Das runische T hat nämlich die Gestalt von Thors Hammer oder dem nordischen Kreuz; man pflegte etwas, das sollte heilig gehalten werden, damit einzuweihen, ja man machte das Zeichen auch nur mit den Fingern darüber. So war es Sitte, bevor man trank, den Becher zu weihen, segnen (at signa fullit); selbst der Scheiterhaufen, auf dem Baldur und Nanna verbrannt werden sollten, wurde von Thor, nach der Edda, erst mit dem Hammer geweiht. Die Worte: "hält

Treue bei Edelingen" und am Schluß: "trügt nimmer" lege ich demnach aus: das Kreuz ist ein untrügliches, sicheres Zeichen, was damit geweiht geworden, wird als heilig und unverletzlich unter Edelingen betrachtet. Das folgende: "ist auf der Fahrt über der Nächte Wolken" erkläre ich: über dem schwarzen Gewölk erscheint den Reisenden das Kreuzeszeichen als strahlender Blitz. Nämlich T, Thors Hammer, war zugleich Symbol des Blitzes, der oft in jener Gestalt ausstrahlt oder im Zickzack das Kreuz bildet. — 20) Fleisch: Leib, Mensch, wie es scheint nach der biblischen Sprache, so auch hernach Str. 25. und 29. — 22) Es ist schwer zu sagen, wer dieser Jug seyn soll. Er war zuerst unter den Ostdänen gesehen, d. h. er lebte zuerst in Schweden. — 23) Es wird der Satz ausgedrückt: nur in der Heimath kann man Recht finden und sprechen, wo der Gerichtsfrieden herrscht. Anders weiß ich

mir die den Worten und dem Sinn nach dunkele Strophe nicht zu erklären. — 25) Die Eiche ist immer vom höchsten Werth, auf dem Land ist sie des Leibes Behältniß (denn fodor ist hier fodder, theca), damit könnte nun das aus Eichenholz erbaute Haus oder auch das Bett gemeint seyn; dagegen auf dem Meer trägt den Menschen das hölzerne Schiff. — 27) Daß Yr, Bogen, sonst nicht im Angelsächsischen vorkomme, mithin aus dem Nordischen abstammen müsse, ist schon oben (S. 129.) bemerkt. — 28) Was unter jor für ein Thier gemeint sey, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen; die ganze Beschreibung scheint aber auf den Aal zu passen, der aus dem Wasser ans Land geht und da Nahrung sucht. Im Angels. heißt er freilich auch ål, dagegen das slavische hugor, sugor könnte mit jor verwandt seyn, was allerdings sehr merkwürdig wäre. — 29. ear heißt sonst spica, arista, und eare ist auris,

doch keins von beiden wird hier gemeint. Wäre der Grundbegriff Spitze, so dürfte man an Pfeilspitze denken, dazu fügte sich allenfalls der an sich dunkele Sinn; allein es scheint ein viel größeres Verderben, ein völliger Untergang eines Volks, durch Krieg oder etwa durch eine Seuche, Pest beschrieben. Das angels. ea entspricht dem nordischen a und á, dort findet sich aber ár, ári, böser Geist, in welcher Bedeutung hier ear stehen könnte. Nach einer andern Vermuthung wäre es so viel, als das hochdeutsche as, Leichnam, indem, wie in hara, Hase, das s in ein r müßte übergegangen seyn. Bleich die Erde zum Weib wählen: in die Erde versenkt, begraben werden.

B.

Nordisches Gedicht über die Runen-Namen.

1. Fé velldr frända rógi.
   fǎdist ulfur í skógi.
2. Úr er af ǒllu (ellá-) járni.
   opt sleipur (sleppr) rani á hiarni.
3. Thuss velldur qvenna qvillu (qvilju).
   kátur verdur fár af ellu (elju).
4. Ós er flestra ferda,
   enn skálpr er sverda.
5. Ridr (reid) qváda hrossum vesta.
   Raghn er sverdit brádesta.
6. Kaun er beggia barna (beggia-barna).
   bǒl giorir near (nár) folvarna (full-farna).
7. Hagl er kaldastur korna.
   Kristur skóp heiminn forna.
8. Náud giorir napa kosti.
   naktan kiálir í frosti.

9. Ís köllum brú breida.
blindan tharf at leida.

10. Ár er gumna gódi.
gét ec, at ór var Fródi.

11. Sól er landa liómi.
luti (lýt) ec at helgum dómi.

12. Týr er einhendur Ása.
opt verdur smidur at blása.

13. Biarkan er lauf-gránst lima.
Loki bar flerdar (flärdar) tima.

14. Laugr er thad er fellur ur fialli.
fost en gull eru nalli (?).

15. Madr er moldur (moldar) auki.
mikil er greip á hauki.

16. Ýr er urtur (?) gránst vida.
vant er thar er brenner at svida.

---

1. Geld bringt Streit unter Verwandte.
Der Wolf nährt sich im Walde.

2. Funke fliegt aus glühendem Eisen.
Oft eilt der Schnabelschuh über gefrorenen Schnee.

3. Riese macht Weibern Angst.
Niemand freut sich über Feindschaft.
4. Mündung (Einfahrt) ist bei den meisten Reisen,
aber die Scheide bei dem Schwert.
5. Ritt sagt man sey den Rossen das schlimmste.
Ragn ist das schnellste (herrlichste) Schwert.
6. Beule haben beiderlei Kinder.
Elend macht zur Leiche die vollkräftigsten.
7. Hagel ist das kälteste Korn.
Christus schuf die alte Welt.
8. Noth macht knappe Kost.
Den nackten friert's im Frost.
9. Eis nennen wir eine breite Brücke.
Der Blinde muß geleitet werden.
10. Fruchtbares Jahr ist der Menschen Glück.
Ich höre, daß Frode freigebig war.
11. Sonne ist der Erde Licht.
Ich unterwerfe mich dem heiligen Ausspruch.

12. Tyr ist der einhändige unter den Asen.
Oft beginnt der Schmied zu blasen.

13. Birke ist das laubgrünste Gezweig.
Loke brachte Falschheit ins Glück.

14. Wasser fällt vom Berge.
. . . .

15. Mann (Mensch) ist Vermehrung der Erde.
Groß ist die Klaue am Habicht.

16. Bogen . . . .
Wo es brennt, pflegt es zu schmerzen.

Anmerkungen.

Ol. Worm hat dieses Gedicht aus einer Handschrift der Kopenhagner Universitäts-Bibliothek in der litteratura runica p. 95 – 97 abdrucken lassen, auch stückweise übersetzt und Bemerkungen hinzugefügt. Er nennt die Hs. eine alte, indessen leuchtet weder aus Form noch

Inhalt des Gedichts ein hohes Alter hervor, wahrscheinlich ist es in dem 15ten Jahrh. abgefaßt, darauf deutet auch die Verbindung des Reims mit der Alliteration. Gleichwohl könnte sich einiges aus einer ältern Grundlage erhalten haben, weshalb ich es nicht übergehen wollte; mit dem Angelsächsischen hat es nur insofern Aehnlichkeit, als bei einigen Runen derselbe oder ein verwandter Gedanke geäußert wird, wie bei Hagel, Sonne, Birke, worauf jedoch das Wort selbst sehr natürlich leiten konnte; sonst ist es aber in keiner Weise damit zu vergleichen. Die zweite Zeile ist jedesmal blos des Reims wegen zugesetzt und steht ihrem Inhalt nach mit der ersten weiter in keiner Verbindung. — Zu dem Einzelnen folgendes. 2) ûr ist hier in der Bedeutung von scintilla genommen, es ist dann ein Neutr. während ûr, urus, ein Masc. ist. — ûr a n i, eigentlich Schnabel, welche Bedeutung Biörn Haldors. allein hat;

indessen führt Ol. Worm aus, daß hier der Schneeschuh gemeint sey, der aus einem langen und schmalen, also schnabelförmigen, geglätteten Holz besteht, und womit man im Norden über die Schnee- und Eisfelder hineilt. Statt sleppr könnte man auch lesen: hleypr, lauft. — 3) Da qvilju hier der von vallda bestimmte Dat. ist, so setzt es einen Nom. qvilja als Fem. voraus, während qvilli, Masc. gewöhnlich ist. — 4) Ol. Worm übersetzt: in ostiis fluminum iter frequentissimum. — 5) vesta steht für versta. Wegen des Schwerts Ragn verweist Ol. Worm auf die Edda, wo ich aber nichts darüber finden kann. — 6) kön hier etwa: Blattern, Ausschlag; beides Knaben und Mädchen werden davon befallen. Ol. Worm: fratribus sors eadem; weil nämlich die, welche zusammen wohnen, leichter angesteckt werden. Vielleicht steht böl hier für die Beulenkrankheit, Pest. — 10) Frodes

Freigebigkeit war bekannt und sprüchwörtlich, allein nicht blos im Norden, auch in Deutschland; die Zeugnisse darüber in W. Müllers Askania I. 154-57. 14) Die zweite Zeile verstehe ich nicht; Ol. Worm übersetzt, aber sichtbar auf gut Glück: aurum peculium pretiosum. — 16) Das Wort urtur ist mir dunkel. Ol. Worm auf Gerathewohl: arcus tam hyeme quam aestate flexilis.

A n h a n g.

I. Steine mit Zeichen, aus heidnischen Grabhügeln.

Zu den deutschen Landschaften, in welchen sich aus heidnischer Vorzeit jene Grabhügel finden, welche vom Volk gewöhnlich Hünengräber genannt werden, gehört bekanntlich auch Hessen. Gleich in der Nähe von Cassel, auf dem sogenannten Kratzenberge, wurde im Jahr 1777. eine zerscherbte Urne aus dem Kalkboden gegraben; bei Anlegung der Kunststraße nach Wilhelmshöhe sind gleichfalls einzelne Stücke hinter Welheiden zum Vorschein gekommen. In großer Menge finden sich noch ungeöffnete Hügel hinter dem Habichtswald bei dem Dorfe Ehlen, von da rechts bei Harleshausen; ferner nördlich im Reinhardswald. Noch weiter hinauf bei Carlshaven wurden unten an dem Berg bei dem Anbau der Friedrichsstraße

Urnen ausgegraben. Im Jahr 1674. sind sie in der Gegend von Hersfeld gefunden und späterhin weiter südlich in der Grafschaft Schlitz, zwischen Hersfeld und Fuld. Am häufigsten jedoch scheinen sie in Niederhessen, dem eigentlichen Sitze der Chatten, vorzukommen. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden in der Nähe des Dorfes Maden bei Gudensberg auf der sogenannten Maderheide, unweit dem Ederfluß, Nachgrabungen angestellt, deren Gewinn J. H. Schminke in einer besondern Dissertation beschrieben und in Abbildungen bekannt gemacht hat: de urnis sepulchralibus et armis lapideis veterum Cattorum. Marb. 1714. 4. In neuster Zeit hat Hr. Hofarchivdirector Rommel in der Gegend von Dillich und Borken Nachgrabungen veranlaßt, Waffen von feinem Kupfer, wie es in den nordischen Gräbern häufig vorkommt, Nägel und ein Geräth von demselben Erz sind gefunden und in das kurfürstliche

Museum zu Cassel abgeliefert worden. In jener Gegend sollen sich noch an dreißig unaufgegrabener Hügel befinden.

Die merkwürdigsten waren unstreitig jene bei Maden. In dem höchsten dieser Gräber fand man über den drei Urnen auch drei menschliche Gerippe und zwar auf den Leib gelegt. Diese Vermischung zweier Gebräuche gehört zu den seltnern Fällen. Etwas ähnliches führt Schminke an *): zu Warnstadt in Sachsen hat man auf einer Seite die Urne mit den gebrannten Knochen eines Kindes gefunden, auf der andern Seite Knochen von einem begrabenen Menschen, schon ziemlich mürb, zwischen beiden aber in der Mitte ein vollkommenes Mannsgerippe, zu dessen Seite ein Spieß lag. Auch in

*) Aus Büttner über den Leichenbrand. Cap. 7. — Dagegen im ganzen, mit Grabhügeln angefüllten Schlesien findet sich kein Beispiel davon. S. Budorgis von Fr. Kruse. S. 104. Anm.

den um Wisbaden herum neuerdings entdeckten Gräbern hat man Urnen mit verbrannten Knochen und unverbrannte Gerippe in geringer Entfernung von einander ausgegraben. Unter den Braunfelsischen Hügeln enthielt gerade der höchste ein Geripp, ein anderer Geripp und Urne zugleich *); in den bei Dornburg im Weimarischen geöffneten Gräbern kam der Fall vor; auch in den slavischen Hügeln in Pommern hat man ihn bemerkt **). Es wird dadurch die Vermuthung immer wahrscheinlicher, daß das Verbrennen und die Beerdigung der Leichen zu gleicher Zeit üblich gewesen ***) und in demselben Grabhügel beide Gebräuche in Ausübung kommen konnten, wahrscheinlich nach einer bestimmten, nur noch

*) Schaum, Alterthümer S. 32 und 52.

**) Sell, Gesch. v. Pommern I. 20.

***) Vgl. B. Thorlacius über Hügel und Steinkreise und Schöning Nomenclatur S. 65.

unbekannten Unterscheidung *). Merkwürdig ist, daß die Gerippe oben waren,

*) Rogge (über das Gerichtswesen der Germanen S. 38. 39.), der aus eigenen Gründen behauptet, das Beerdigen der Leiche sey ein altdeutscher, nicht erst durch das Christenthum eingeführter Gebrauch, leitet mit Scharfsinn die Verschiedenheit in der Bestattung aus der Genossenschaft der Deutschen und meint, alle die eines natürlichen Todes gestorben, seyen mit ihrem Wehrgelde beerdigt, dagegen die übrigen, z. B. die im Kampfe gebliebenen, verbrannt worden. Indessen steht dieser Vermuthung entgegen: die große Menge von Aschenkrügen, die man beisammen gefunden, ohne ein einziges Geripp; der weibliche Schmuck, der oft bei verbrannten Knochen lag und die kleinen Urnen, in denen höchstwahrscheinlich die Asche eines Kindes aufbewahrt wurde; in den beiden letzten Fällen, darf man doch wohl voraussetzen, war der Verbrannte eines natürlichen Todes gestorben. Ganz gewiß würde auch in einer nordischen Sage dieser Unterscheidung einmal gedacht seyn.

im Norden hat man ein Beispiel von einer Steinkiste, wo die verbrannten Knochen oben und ein paar Ellen tiefer darunter die unverbrannten Gerippe lagen *). In dem Grabe bei Jägerpriis, welches Erich Pontoppidan beschrieben hat **), fand man erst die Aschenkrüge, in der Steinwölbung aber drei Gerippe und eins voranliegend. Vielleicht waren es in dem Grab bei Maden die Leichen der Sklaven oder getödteten Feinde, zumal es einem vornehmern scheint bestimmt gewesen zu seyn; dahin wäre auch die seltsame Lage auf dem Leib, nicht auf dem Rücken, also mit abgewendetem Gesicht (ob mit den Köpfen gen Morgen zu, ist nicht bemerkt), zu deuten, während im Norden das

*) Vgl. Sjöberg, S. 93 und Thorlacius, S. 253.

**) Histor. Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen übersetzt von V. A. Heinze. VII. S. 287. ff.

Angesicht der Leiche wahrscheinlich immer gegen die Sonne gerichtet war *). Für jene Vermuthung spricht die Beschreibung von einem bei Eichstätt aufgegrabenen Hügel **). Hier lag nur das mittelste Geripp, wahrscheinlich also der Herr, auf dem Rücken, mit dem Antlitz gegen Aufgang, die andern aber waren gegen die Erde und zwar gen Mittag gekehrt. Man hat in dem Mader Grabhügel auch die sogenannten Donnerkeile, Steinpfeile und den Streithammer gefunden; wenn sich die von Skule Th. Thorlacius ***) scharfsinnig ausgeführte Vermuthung bestätigt, wornach dies blos simulacra ar-

*) Sjöborg S. 97. Auch in dreien, zu Cambridgeshire in England geöffneten, alten Gräbern fand man die menschlichen Gerippe auf dem Rücken liegen. (Morgenblatt 1819. Nr. 19.)

**) Von J. Pickel. Nürnberg 1789. S. 32. 37. 47.

***) Om Thor og hans Hammer. Skand. Museum 1802. Heft 3 und 4.

morum und Symbole der verschiedenen Wirkungen (der zerspaltenden, durchbohrenden und zermalmenden) von Thors Blitz sind, welche gegen die Trolde und Erdgeister zum Schutz den Todten beigelegt wurden *) und einer vorodinischen Religion zugehören, so wäre jenem Hügel ein Alter von wenigstens 19. Jahrhunderten zuzuschreiben; leicht kann er noch viel älter seyn. Auch die Gegner jener Meinung **) erkennen übrigens in diesen Dingen Heiligthümer, die dem Todten

---

*) Es ist wohl erlaubt, hierbei die bekannte Sage vom Schmidt zu Jüterbock anzuführen, welcher sich von Gott die Gunst ausbittet, daß sein Hammer mit in den Sarg gelegt werde, um damit die Teufel und bösen Geister abzuhalten.

**) Sjöborg. S. 100. Zu vergleichen ist auch, was von einer Abhandlung Wiardas über diesen Gegenstand in den Götting. gelehrt. Anz. 1819. St. 27. mitgetheilt worden.

mitgegeben wurden, um ihn gegen Böses zu bewahren und glauben an einen Zusammenhang derselben mit der altnordischen Religion. Merkwürdig ist ein ovaler, einem kleinen Ei ähnlicher Stein, der gleichfalls zum Vorschein kam und wovon mir bis jetzt eigentlich nur noch ein Beispiel bekannt ist. In einem bei Kobelitz in Schlesien geöffneten Grabe nämlich hat man zur Seite der Urne einen ganz ähnlichen von feinem Sandstein gefunden, der noch mit einer Glasur überzogen war *). Doch scheinen auch die länglichrunden Stücke von schönem Milchquarz in den Wiesbadischen Gräbern hierher zu gehören. Ist dieser Eistein vielleicht der wie ein Auge geformte, vorzüglich aus dem eddischen Wölundslied bekannte Jarknastein des Nordens? oder jener heilige Stein, dergleichen beim Kesselgriff in das siedende Wasser gewor-

*) Budorgis von Fr. Kruse S. 173.

fen wurden? oder der Weise in der deutschen Krone? In den Gerbertischen Glossen S. 87. kommt der merkwürdige Ausdruck: wîselstein: Penas, vor. Wenigstens eine symbolische Bedeutung darf man dabei annehmen, noch eher als bei den Dreiecksteinen, die Dorow in den Hügeln bei Wiesbaden fand, und die man mit den drei gleichseitigen Dreiecken von Erz in dem Eichstättischen Grabe zusammen halten muß. — Ich merke noch ausdrücklich an, daß jene hessischen Gräber nichts von Eisen enthielten, welcher Umstand an sich schon auf ein hohes Alter hinweist.

Es müßte einmal in einem Werke zusammengestellt werden, was über die deutschen Grabhügel in einzelnen Schriften enthalten oder sonst hier und da zerstreut ist. Die verschiedenen, oft räthselhaften, kleinen Stücke von Erz, das Geräthe und die Zierrathen, die man neben den Urnen von vielfach abwechselnder Form findet, sind besonderer Rücksicht werth.

Die wenigen Fälle ausgenommen, wo man römische Kaisermünzen aus den zwei ersten Jahrhunderten entdeckte, welche gleich für einen gewissen Zeitraum entscheiden, würden sich jenen Dingen noch am ersten Vermuthungen über das verschiedene Zeitalter der Gräber abgewinnen lassen. Kupfertafeln, nur genau, nicht kostbar gearbeitet, dürften einem solchen Werke nicht fehlen. Ein anderes Bedürfniß wäre eine Karte, welche die Puncte angäbe, wo man bis jezt Hügel gefunden hat. Merkwürdig ist ohne Zweifel der Umstand, daß sie im südlichen Deutschland, in Baden, Würtemberg, Baiern und Oestreich äußerst selten zu seyn scheinen, jene zu Eichstätt sind, so viel ich weiß, die einzigen, die man bis jezt entdeckt hat, und auch diesen darf man kein sehr hohes Alter zuschreiben.

Die Wichtigkeit und Bedeutung der Grabhügel als der ältesten Zeugnisse einer vorgeschichtlichen Zeit hat neuerdings Ni-

ten gezeigt *). Die Ostseite des Pontus Euxinus, die alte Asia, ist ihre eigentliche Heimath, von da dehnen sie sich durch ganz Osteuropa bis zum Rhein, auf der andern Seite bis nach Indien aus. Längs des Nordrandes von Hochasien, im sibirischen Gebirge bis zu den Hochsteppen an dem Saisam-See liegen in unzählbarer Menge die einem verschollenen Volke zugehörigen Tschudengräber. Am Ganges werden die Urnen aus großen Tiefen ausgegraben und müssen von einem altasiatischen Volke herrühren, da Grabhügel bei den Braminen nicht gebräuchlich sind. Wir finden sie bei den alten Griechen, Etruskern, Germanen, Sarmaten, Alanen, Slaven und die Verwandtschaft, die in den Sprachen dieser Völker entdeckt worden, scheint auch in diesem uralten, ohne Zweifel auf reli-

*) Vorhalle europäischer Völkergeschichten. S. 237–260. Erdkunde I. 545. ff.

giösen Ansichten über die Fortdauer nach dem Tode ruhenden, Gebrauch hervorzudringen *).

---

*) Da der Gegenstand auf diese Art in Anregung gebracht ist, will ich einiges zur Litteratur bemerken. Einen Bericht über die bis zum Jahr 1798. in Deutschland aufgegrabenen Hügel enthält eine Abhandlung von Hirt in den Memoiren der Berliner Academie von jenem Jahr: sur les monumens sépulcraux des anciens peuples du Nord. Darin ist auch ein Theil der hierher gehörigen Literatur angegeben, viel vollständiger findet man sie bei Lawätz Art. Begräbniß, auch ist J. A. Fabricii bibliogr. antiq. p. 1030. seqq. zu vergleichen. Chr. Fr. Schulz, Nachricht von den an verschiedenen Orten in Sachsen gefundenen Todtentöpfen. Friedrichst. 1767. gibt eine Uebersicht. Sonstige Nachträge bei Ersch, Handbuch der deutschen Literatur Abth. VI. S. 198. und aus den Schriften gelehrter Gesellschaften in dem Repertorium von Reuß T. VIII. p. 62. Doch ist seitdem manches

Diese Vorbemerkungen sollen die Nachricht von einem Fund einleiten, welcher

---

wieder an den Tag gekommen, da für solche sichtliche und greifbare Alterthümer wie die Urnen sind, am leichtesten eine Theilnahme entsteht und manche Privatsammlung ohne wissenschaftliche Absicht, blos dieser Freude wegen, angelegt wird. Zu Giebichenstein in Sachsen habe ich eine solche gesehen, zu Arolsen im Waldeckischen befindet sich eine, ohne Zweifel mehr als eine in Niedersachsen auf adelichen Höfen. Ueber die neuern Nachgrabungen in Thüringen, (denn *Dalberg* ließ schon in den achtziger Jahren solche in der Gegend von Erfurt anstellen,) findet man Nachrichten in den *Curiositäten* des Hrn. Vulpius und in dessen *Vorzeit*. (Bd. II.) Auch *Göthe* über Kunst und Alterthum II. 189–192. redet davon. Dort hat nach bestimmten Zeugnissen bis ins achte Jahrhundert die heidnische Sitte fortgedauert. Von *Kortums* Beschreibung einer germanischen Grabstätte wird hernach noch die Rede seyn. *Meyer*, Darstellungen aus Norddeutschland (Hamburg 1816. S. 295–314.) gibt Nachricht und

vorzugsweise Aufmerksamkeit verdient. Zu Willingshausen, einem der Familie

Abbildungen von den Hünengräbern und dem darin gefundenen Geräth im Holsteinischen. Menu von Minutoli, Abhandlungen vermischten Inhalts (Berlin 1816.) beschreibt eine bei dem Dorfe Mombach, unweit Mainz, gefundene Urne; ist sie, was er als zweifelhaft hinstellt, wirklich deutschen Ursprungs, so ist sie insofern merkwürdig, als dies mit der südlichste Punct wäre, wo sie noch vorgekommen. Von den ganz vor kurzem bei dem Festungsbau zwischen Ehrenbreitstein und dem Dorfe Rothenbahn entdeckten Gräbern hat man in öffentlichen Blättern gelesen, sie sollen aber römischen Ursprungs seyn. In der Gegend von Wiesbaden, an den Ufern der Lahn, dann über den Feldberg bis zum Dünsberg bei Gießen in Hessen sind von Dorow schätzbare und sorgfältige Nachforschungen angestellt; das erste Heft, welches das Amt Wiesbaden begreift, ist bereits erschienen: Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein. Wiesbaden 1819, mit 22 Steindrücken

von Schwertzell zugehörigen Gute, zwei Stunden hinter Ziegenhain, lagen,

---

und einer Karte. Hieran schließen sich die Reihen von Hügeln, welche der Fürst von Solms Braunfels in seinem Gebiet hat öffnen lassen und welche durch J. C. Schaum beschrieben sind: die fürstliche Alterthümer-Sammlung zu Braunfels. Mit einigen Nachbildungen. 1819. In Schlesien sind in der Nähe von Militsch neuerdings Nachgrabungen angestellt und Urnen ausgegraben worden. Budorgis von Fr. Kruse. Leipzig 1819. enthält eine genaue Angabe aller Orte in Schlesien, wo sich Grabhügel befinden und eine sorgfältige Beschreibung der geöffneten; überhaupt ist dies eine schätzbare Arbeit. — Büsching hat ein Heft heidnischer Alterthümer Schlesiens herausgegeben. Leipzig 1820. — Ueber die Gräber in der Provinz Lüneburg kann man Spiels vaterländ. Archiv II. 1stes Heft S. 18. ff. nachsehen. Die beste Uebersicht über die mannigfachen nordischen Grabstätten enthält Sjöborgs Försök till en Nomenklatur för nordiska Fornlemningar. Stockh. 1815. S. 37.

wie überhaupt in der Umgegend, alte, längst gekannte Grabhügel. Sie fanden sich auf einer Anhöhe der Jettenberg (Riesenberg) genannt, mitten in einem Eichenwald *) und zwar, wie man auch sonst in Hessen will bemerkt haben, lagen

---

112. auch ist zu vergleichen B. Thorlacius, Populare Aufsätze über das römische und nordische Alterthum, worin S. 222-292 von den Hügeln und Steinkreisen des Heidenalters gehandelt wird. Die neusten Nachrichten aus Dänemark über diesen Gegenstand liefern die Antiquarischen Annalen.

*) Es ist daher keine feste Regel, daß man die Hügel nur an unfruchtbaren Stellen errichtet habe, ob dieß gleichwohl in Norddeutschland der häufigste Fall mag gewesen seyn. Die Gräber bei Wiesbaden befanden sich zum Theil im Wald, die Braunfelsischen sämmtlich, und auch an andern Orten hat man Beispiele davon; s. Hummel Beschreibung entdeckter Alterthümer in Deutschl. Nürnb. 1792. S. 279.

ihrer sechs bis sieben von verschiedener Größe in geringer Entfernung beisammen. Der größte war ehedem, der Sage nach, äußerlich mit einem Steinkreis, wie dies im Norden nicht selten ist, umgeben, aber schon seit sechszig Jahren, wo man die Steine zum Straßenbau abholte, seiner Zierde beraubt. In dem angränzenden Darmstädtischen sollen sich noch Hügel mit ihren Steinkreisen erhalten haben, so wie man sie auch im Braunfelsischen findet *). Im Herbst 1817. ließ Hr. Rittmeister von Schwertzell diesen Hügel von Osten nach Westen durchgraben; es zeigten sich, der Erzählung nach, zwei von Sandsteinen zusammengestellte in jener Richtung parallellaufende Mauern (wahrscheinlich ein Theil des auf diese Art gebauten Kessels), und in der Mitte, etwa 5 bis 6 Fuß tief, kamen drei übereinander stehende Urnen von sehr verschiedener Größe zum Vor-

*) Schaum, Alterthümer von Braunfels. S. 5.

schein; die größte unten, die kleinste oben; von welcher Stellung man auch im Norden Beispiele hat *). Sie waren mit Asche, gebrannten Knochen und eingedrungener Erde gefüllt, sonst von runder Form und ohne Zierlichkeit, die Masse war schwarzgrauer Thon, die Arbeit roh; wie sich das schon öfter so gefunden hat. Sonst wurde nichts entdeckt, namentlich nichts von jenen kleinen Dingen und Geräthen aus Erz, nicht einmal ein Metallring. Im Herbst 1818. ließ Herr v. Schwertzell noch weiter bis etwa 9 Fuß in die Tiefe nachgraben, man kam auf die gemauerte Grundlage (des Kessels, wie ich vermuthe) und brach sie heraus, es wurde aber nichts weiter entdeckt. Etwa dreißig Wagen Steine mochten aus dem Hügel, der doch noch nicht zur Hälfte abgetragen ist, herausgeworfen seyn.

*) Sjöborg. S. 98.

Als die Urnen schon hervorgehoben waren, bemerkte man unterwärts einen nach Art des ganzen Mauerwerks von kleinern fest gekeilten Stein, welcher eingehauene Zeichen zu enthalten schien. Er wurde herausgenommen und bei erregter Aufmerksamkeit unter den übrigen schon herausgeworfenen Steinen weiter nachgesucht, wo sich dann noch vier kleinere mit ähnlichen Zeichen fanden. Wo diese in dem Mauerwerk gestanden, ist also ungewiß. Sie wurden sämmtlich aufbewahrt und ich kann sie aus eigener Ansicht beschreiben. Alle fünfe bestehen gleich den übrigen in dem Hügel aus gewöhnlichem Sandstein und sind Bruchstücke; es ist auch gar kein äußerlicher Grund da anzunehmen, daß sie einmal Zusammenhang gehabt und ein Ganzes ausgemacht hätten, sie sind im Gegentheil von verschiedener Dicke. An einem könnte wohl eine Seite behauen gewesen seyn, doch will ich darüber nichts entscheiden. Die

Oberfläche, auf welcher sich die Zeichen finden, ist nicht vorher zugerichtet oder geebnet worden, sondern scheint so, wie sie sich gerade gefunden hat, benutzt. Daher fallen die Zeichen mit natürlichen Rissen und Unebenheiten zusammen und sind manchmal schwer zu unterscheiden. Was nun diese selbst betrifft, so machen sie obenhin betrachtet den rohen Eindruck, als sey mit einem Werkzeug von Eisen auf dem Stein willkürlich hin und her gehauen und eingegraben, oder, wäre es weiche Masse gewesen, als habe sich etwa die Spur von Vögeln eingedrückt. Es sind lauter neben und auf einander gelegte, bald flacher bald tiefer gehauene Spitzen und Keile, wobei doch auch krumme und halbrunde Züge vorkommen. Dies alles spricht gegen eine Bedeutung und für eine blos zufällige Entstehung derselben; auf der andern Seite aber muß man die Uebereinstimmung auf allen fünfen berücksichtigen und nach genauer Betrach-

tung kann ich nicht anders glauben, als daß einige Figuren vorsätzlich eingegraben sind, zu welchem Zwecke es auch immer mag geschehen seyn; woraus aber natürlich noch nicht folgt, daß es Schriftzeichen sind. Die Tafel IX. liefert eine Abzeichnung von dem größten dieser Steine, doch sind nur die Zeichen angegeben, welche deutlich zu erkennen waren; da, wo sie in natürliche Risse und Unebenheiten verschwimmen, schien es besser, gar nichts aufzuzeichnen. So genau in mathematischer Hinsicht d. h. was Größe, Gestalt und Lage der Figuren betrifft, diese Zeichnung ist, so gibt sie doch nur einen unvollkommenen, für die Sache selbst aber zu vortheilhaften Begriff, da hier auf einer Fläche erscheint, was auf dem Stein zwischen natürlichen Unebenheiten liegt; es wäre ein völlig ausgeführtes, ordentlich gemahltes Abbild oder ein Gipsabdruck nöthig. Das unten rechter Hand in der Ecke liegende Zeichen

ist eins der deutlichsten und kann kaum anders, als mit Absicht gemacht seyn.

Wie es häufig bei einmal angeregter Aufmerksamkeit zu geschehen pflegt, so traf es sich, daß im Anfange des Jahrs 1819. Hr. Forstmeister von Schwertzell in dem Walde bei Spangenberg, welches wenigstens fünf Meilen von Willingshausen entfernt ist, einen Stein fand, dessen Oberfläche ähnliche Zeichen enthielt. Wie er dahin gekommen, ob er vielleicht aus einem alten, aufgewühlten Grabhügel stammt, deren man doch keinen in der Nähe wahrnimmt, ist unbekannt. Er ist viel größer als die Willingshäuser Steine, sonst eine rohe Sandsteinplatte, gleichfalls von einer blos natürlichen nicht behauenen Oberfläche, zu beiden Seiten auch wohl abgebrochen. Die Zeichen haben im Ganzen mit jenen Aehnlichkeit, nur gestehe ich, daß mir der Verdacht eines blos natürlichen oder zufälligen Ursprungs hier

noch viel leichter wird. Man muß, um sich nicht sogleich dagegen zu erklären, die Uebereinstimmung an beiden Orten in Anschlag bringen und dazu nehmen, was unten von ähnlichen, anderwärts gefundenen, wird beygebracht werden. Auf welche Seite man sich auch neigt, immer ist bei der Möglichkeit einer Bedeutung dieser Zeichen und da schon manches unbestimmte oder vergrößernde Gerücht davon ins Publicum gekommen ist, die Pflicht da, eine sichere Nachricht darüber zu geben *).

Zweifel zu erregen, ob der Grabhügel, worin sich die Steine gefunden, auch wirklich deutschen Ursprungs sey, scheint mir ein unfruchtbares Geschäft. Ich glaube, man darf ihn mit ziemlicher Gewißheit

*) Die Götting. gel. Anz. 1819. St. 143. haben die erste Nachricht von Hrn. Hofarchivdirector Rommel darüber mitgetheilt, womit die Anmerkung in dessen hess. Geschichte I. S. 8. zu vergleichen ist.

den Chatten zuschreiben, bei der Aehnlichkeit, welche diese Gräber überhaupt mit den nordischen, also ohne Zweifel germanischen, haben, und da niemals ein anderes Volk in Hessen einheimisch gewesen, vielmehr die Chatten bis auf jetzt ihre ursprünglichen Sitze behauptet haben. Ueber das Alter des Hügels läßt sich nichts bestimmtes sagen, die Einfachheit in der Construction, die Umgebung eines alten Eichenwaldes, die Rohheit der Masse und Form an den Urnen lassen aber auf ein sehr hohes schließen; in jedem Falle ist man berechtigt, ihn in die heidnische Zeit zu setzen. Dazu kommt noch, daß man vor noch nicht lange in der Nähe desselben einen sogenannten Donnerkeil gefunden, welcher nach der vorhin angeführten Hypothese des ältern Thorlacius die Vermuthung eines mindestens neunzehnhundertjährigen Alters gestattet.

Die nächste Frage ist: ob man nicht ähnliche Zeichen, namentlich nicht in

Grabhügeln, gefunden? Im Norden, so viel ich weiß, niemals *), vielmehr sind selbst die Runen allzeit außen auf Steine eingegraben und nur der snoldelevische Stein macht insofern einige Ausnahme, als er von einem großen Stein bedeckt war; doch lag er weiter nicht unter der Erde **). Was Deutschland betrifft, so

*) Ob die Runemo- oder Haralds-Klippe in Bleking eine Ausnahme macht, dies zu beurtheilen, müßte man eine genauere Abbildung als jene in Worms monim. dan. p. 222. vor sich haben, wornach es freilich nur undeutlich gewordene, aber den gemeinen Runen verwandte Züge zu seyn scheinen. Daß aber eine treuere Abzeichnung nöthig ist, kann man aus Nyerups Mindesmärker fra Oldtiden. S. 90. sehen und für eine gewisse Verwandtschaft mit unsern hessischen Zeichen spricht die neuerdings entstandene Vermuthung, es sey blos ein lusus naturae; wogegen übrigens Saxo's Zeugniß streitet.

**) Birger Thorlacius über Hügel und Steinkreise. S. 261. 262.

wäre es möglich, daß bei der Unscheinbarkeit dieser Zeichen und da die Aufmerksamkeit gewöhnlich auf die Aschenkrüge gerichtet ist, dergleichen Steine unbeachtet weggeworfen wären. Ich habe die Schriften, welche von ausgegrabenen Hügeln reden, so viel mir davon zugänglich waren, durchgelesen und nur zwei Angaben gefunden, wovon aber die letztere besonders wichtig und bestätigend ist *).

*) Hirt sagt in der oben angef. Abhandl. p. 203 "les monnoies, les figures, les inscriptions lapidaires, que l'on a trouvées en partie dans les urnes mêmes en partie dans les environs des tombeaux, meritent une attention particulière." Ich weiß nicht, worauf sich jener Ausdruck stützt, wenn er nicht blos eine allgemeine Vermuthung enthält. — Bei Gelegenheit der neuern Nachgrabungen in der Nähe von Militsch in Schlesien wird bemerkt, daß man auf den Urnen keine Schriftzeichen bemerkt "wohl aber mehrere parallellaufende Queerstriche und Eindrücke, die mit Fingern gemacht zu

Die erste findet sich bei der Beschreibung eines Hügels, der eine Stunde weit von Merseburg unweit der Saale zwischen den Dörfern Golitzsch und Daspig lag und wovon Hoffmann *) Nachricht gegeben hat. Die Urne war zwischen sechs regelmäßig gesetzten Steinen, also in eine förmliche Kiste, eingeschlossen: "besonders merkwürdig sind nun noch die auf den inwendigen Seiten der Steine rings her-

seyn scheinen." Ohne Zweifel dieselben Zeichen, die Sigism. Sämler auch an schlesischen, in Gräbern gefundenen Gefäßen bemerkt hat: "gewisse Narben von eingedrückten Nägeln, es sey nun der Daumen oder anderer Finger von Manns- und Weibspersonen. Es läßt sich ansehen, als wenn lauter Augen damit ausgedrückt wären." S. Sämlers Schreiben in Gottscheds neuem Büchersaal Bd. VI. und Bd. VII. woselbst sich auch, als Titelkupfer, eine Abbildung dieser Zeichen befindet.

*) Bei Biedermann Nova acta scholastica II. 491. ff.

um befindlichen Figuren, welche eingeätzt und meistens mit einer rothen, zum Theil auch mit einer schwarzen oder auch grau-lichen Farbe kenntbar gemacht sind. So-viel sich von solchen Figuren noch entdecken lassen, so siehet man auf der einen Seite gegen Mitternacht einen rothen Köcher mit Pfeilen, einen rothen Bogen mit einer schwarzen Saite, nahe dabei eine Figur, wie eine Hacke, graulich. Auf der an-dern Seite gegen Mittag erscheint ein eingeätzter, schwarzer Hammer oder Aext-chen mit einem rothen Stiele. Ferner zeigen sich auf allen Seiten lange rothe Linien, wiederum allerhand an lange Linien gegatterte, auch sonst eckige, rothe Züge, wie auch oval-runde und übers Kreuz ge-hende rothe Figuren. Zu oberst aber um den Rand herum ist eine beson-ders artige Einfassung in Gestalt eines zwei- auch dreifach in einander gesetzten lateinischen V. Von Buchstaben oder

Ziffern ist noch nichts, als muthmaßliches, herauszubringen gewesen." — Merkwürdig ist hier schon das Einätzen der Waffenbilder auf die innern Steinwände, wovon, soviel ich weiß, sonst kein Beispiel vorhanden ist; während sich zugleich der wirkliche Hammer, zwar durchlöchert, aber ohne Stiel, und die sogenannten Donnerkeile in dem Grab neben dem Aschenkrug, fanden *). Wichtiger sind für uns die eingegrabenen rothen (vgl. Gudrúnar quida II. Str. 23. die stafir rothnir) Zeichen: eckige, runde und ins Kreuz gehende Züge, an lange Linien gegattert. So weit sich aus dieser kurzen Beschreibung **) etwas ab-

*) Die Farbenreihe: roth, schwarz und grau (d. i. weiß) stimmt wieder mit so vielen ähnlichen Fällen, welche größtentheils in einer Abhandlung der altd. Wälder (I. 17. ff.) zusammengestellt sind und worin gewiß kein bloser Zufall waltet.

**) Ohne Zweifel redet eine Anmerkung im zweiten Bande der Sämund. Edda

nehmen läßt, zeigt sich einige Verwandtschaft mit den hessischen Steinen, die hernach noch deutlicher werden wird.

Man könnte geneigt seyn, ein in der Gegend von Meißen gefundenes altes Grab für ein slavisches auszugeben. Hirt nimmt zwar in der obengenannten Abhandlung (S. 226.) an, daß die Grabmähler in Ländern, wohin späterhin Slaven gedrungen, doch immer deutschen Ursprungs seyen. Allein diese Behauptung wird sich nicht durchsetzen lassen, weil der Grund, worauf sie sich stützt, daß nämlich die Slaven niemals ihre Todten verbrannt hätten, weder zureichend ist, denn die Hügel finden sich auch

---

Kopenh. Ausg. S. 955. von dieser sächsischen Steinkiste, aber nach einer brieflichen Mittheilung und einer im Jahr 1792. gemachten Abbildung aus Merseburg, wo sich also wahrscheinlich dieses Denkmal noch gegenwärtig befindet. Nähere Auskunft und Abbildung desselben wäre erwünscht.

bei unverbrannten Leichen; noch auch an sich erwiesen, da sich an dem Daseyn slavischer Hügel nicht wohl zweifeln läßt, namentlich nach Clarkes neustem Bericht über die große Menge derselben in Rußland. Indessen scheint mir das sächsische Grab doch ein Deutsches, wegen des darin gefundenen Hammers und der Steinkeile, welche, soviel ich weiß, in einem slavischen Grab noch nicht vorgekommen sind, vielmehr zur germanischen Religion zu gehören scheinen.

Wichtiger und entscheidender ist der zweite Fall. Im Jahr 1803. nämlich wurde in der Grafschaft Mark im Ruhenthal ein in mancher Rücksicht merkwürdiges altes Grab entdeckt. Einen Bericht über die Aufgrabung und die darin gefundenen Dinge lieferte K. A. Kortum *).

---

*) Beschreibung einer neu entdeckten, alten germanischen Grabstätte, nebst Erklärung der darin gefundenen Alterthümer. Dortmund 1804.

Außer manchen zum Theil in andern Hügeln schon gefundenen Dingen, wird auch ein mit Zeichen behauener Stein beschrieben (S. 109. 110.). "In der Grabstätte seitwärts der großen zerbrochenen Urne lag ein vorzüglich merkwürdiger Stein. Seine (in Holzschnitt abgebildete) Form ist ein unregelmäßiger Würfel. Die Höhe beträgt etwas über 10 Zoll, die Oberfläche 11 Zoll, die untere Fläche 8½ Zoll. An einer Seite ist die untere Fläche etwa anderthalb Zoll gerade abgehauen. Die Oberfläche ist etwas konvex, die untere aber ist eben. Es ist ein grober, gemeiner, weißgrauer, aber doch fester Sandstein und grob behauen. Auf der Oberfläche sind Furchen ziemlich tief, aber sehr roh eingehauen, welche ungefähr einen Zoll weit von einander stehen und zwar in ziemlich gerader Linie, aber nicht nach der Länge und Breite, sondern schräg von einer Ecke nach der andern laufen. Zwischen diesen Furchen, welche als Haupt=

linien erscheinen, sind noch viele unordentliche Linien, welche von der groben Behandlung des Steinmetzen, welcher ihn ausgebildet hat, entstanden sind. Auf der obern oder breitern konvexen Fläche befinden sich viele äußerst rauh geformte Charaktere, theils oberflächlich, theils tief eingehauen, welche meistens einen halben Zoll lang sind. Diese Charaktere sind zum Theil auf den Furchenlinien, zum Theil zwischen denselben angebracht, fast wie Musiknoten. Die meisten fließen mit den gedachten Linien in einander, woher ihre Gestalt sehr undeutlich wird; viele sind auch abgestoßen, daher entsteht noch mehr Undeutlichkeit. Auch die Ecken der Oberfläche sind hier und da abgestoßen. Diese theils tiefere, theils oberflächlichere Einhauung der Charaktere muß, wie es scheint, eine eigene Bedeutung haben, weil sich einigemal ein und derselbige Charakter nahe beisammen befindet, wo-

von der eine tief und gleichsam eingebohrt, der andere aber flach ist. Daß diese Charaktere nicht zufällig auf den Stein gekommen, sondern mit Fleiß gemacht sind und überhaupt eine Beziehung auf die Grabstätte und die darin befindlichen Leichenreste, wenigstens eine besondere Bedeutung haben und eine Schrift vorstellen sollen, ist gewiß. Denn nur die Oberfläche des Steins ist, wie gesagt, mit Charakteren bezeichnet; auf der untern und den Seitenflächen findet man aber nichts dergleichen. Auch kommen einige Charaktere mehr als einmal vor, und bei aller Unregelmäßigkeit ist doch eine gewisse Ordnung bei derselben nicht zu verkennen."

Augenscheinlich trifft hier manches mit den hessischen Steinen zusammen: dieselbe rohe Masse und Arbeit, welche gleichfalls bei dem ersten Anblick den Verdacht eines bloßen Zufalls erregt, der doch von

andern Gründen wieder unterdrückt wird; die rauh eingehauenen theils tieferen, theils oberflächlicheren Züge, an denen viele Ecken abgestoßen scheinen. In der Gestalt haben sie, wenigstens nach der beigefügten Abbildung, Aehnlichkeit; Schade, daß sie nur in einem Holzschnitt und zwar die Zeichen selbst weiß, der Grund des Steins aber schwarz dargestellt sind. Das Umgekehrte ist natürlicher und ich habe daher die Nachzeichnung, welche Taf. X. liefert, insoweit umgeändert.

Indessen unterscheidet sich dieser Stein eigenthümlich durch die Linien, an welche sich die Zeichen stützen und wodurch sie gleichsam abgetheilt und geordnet sind. Auf den hessischen Steinen ist keine Spur davon, daher scheinen sie die rohsten; auf dem sächsischen werden sie ausdrücklich angemerkt, ja die Schrift desselben mag, so viel sich aus der kurzen Beschreibung abnehmen läßt, mit der

ruhentalischen übereinstimmen, etwa nur ausgebildeter seyn.

Die Zeichen auf dem markomannischen Thurm zu Klingenberg in Böhmen sind, wenigstens nach der Beschreibung und Abbildung von Grossing *), offenbar

*) Aus dem Deutschen übersetzt von Kraft in Millin's annales encyclopédiques 1818. II 275-284. Diese Abbildung soll übrigens schlecht, dem Vernehmen nach aber eine viel bessere in den Händen des Herrn v. Hammer seyn, der sie bekannt machen wird. Ich merke hierbei an, daß diese Charaktere, wie es mir scheint, mit jenen Verwandtschaft zeigen, die man auf einer bei Danzig ausgegrabenen Urne bemerkt hat. Nähere Nachricht und eine (hier Taf. IX. wiederholte) Abbildung derselben lieferte Th. S. Bayer opusc. p. 509, der nur sehr irrt, wenn er darin nordische Runen erkennen will, woran hier nicht zu denken ist. Ritter Vorhalle europ. Gesch. S. 241. folgt gleichwohl dieser Meinung. — Höchst ungewiß sind auch die auf einem Stein in Brabant entdeckten Charaktere, wovon in

feiner, als die auf unsern Steinen, kommen aber insofern damit überein, als es keine Buchstaben, sondern einzelne aus der Zusammensetzung gerader, kurzer und längerer Linien entstandene Zeichen zu seyn scheinen. Die dort geäußerte Vermuthung, wornach die Kosten des Baus damit sollen angezeigt seyn, beruht blos auf einer Volkssage.

Eine weitere Vergleichung mit andern alten Alphabeten, gar mit asiatischen, scheint mir bis jetzt eine ganz eitele Arbeit. Wer möchte bei einem so schwankenden Grund auch nur Vermuthungen über irgend einen Zusammenhang äußern?

---

den Mém. de la société roy. des Antiquaires de France I. 438. eine Beschreibung und Abbildung gegeben ist. Dagegen enthalten die zu Enns in Oestreich ausgegrabenen Ziegelsteine, von welchen die Wiener Jahrb. der Litt. XII. Anz. 16. Nachricht und Abbildung liefern, ohne Zweifel Buchstabenschrift.

Dieser ist eigentlich auch mit den Runen vorhin abgewiesen, indessen ergibt sich doch eine Vermittelung durch die unter dem Namen der Helsinigischen Runen bekannte Schrift, worauf auch schon Kortum (S. 122.) verfallen ist. Diese Buchstaben sind blos durch die veränderte Stellung von Keilen, Puncten, geraden und krummen Linien gebildet *); im Ganzen betrachtet, hat es das Ansehen, als wären jene rohen Züge auf unsern Steinen die Grundlage dieser schon ausgearbeiteten, und der ruhentalische machte etwa das Mittel aus. Auffallend ist es

*) Nachricht davon und Abbildung liefern die philosophical transactions. Year 1738. vollständiger die Acta reg. societatis scient. upsal. I. vom J. 1773. — Uebrigens hat das geheime Alphabet der irischen Druiden eine gewisse Verwandtschaft mit diesen Runen. Dort werden die Buchstaben größtentheils durch Striche gebildet, die nur auf verschiedene Weise an eine Linie geheftet sind.

jedoch, daß man überhaupt nur vier Denkmäler mit dieser Schrift in Helsingland und Medelpad kennt, und daß gerade diese Denkmäler nicht sehr alt und höchst wahrscheinlich aus der christlichen Zeit sind, wo also die gemeinen Runen gleichfalls im Gebrauch waren. Man kann sie daher entweder nur ansehen als die spätere Erfindung einer eigensinnigen Willkür, etwa aus der Absicht, geheim zu bleiben entstanden, zu welcher Vermuthung aber doch der ganz gewöhnliche Inhalt keine Veranlassung gibt; oder man muß darin ein altes, noch erhaltenes Alphabet erblicken, für welche Ansicht der Umstand günstig ist, daß sich die gemeinen Runen ziemlich in diesen helsingischen wieder finden lassen, wenn man den Stab, das fulcrum, hinzuthut, wie schon Magnus Celsius gezeigt hat *).

*) Auch Rask in der schwedischen Ausgabe seiner isländ. Grammatik beschreibt sie so,

Schöning *) hält die helsingischen Runen für die ältesten und schreibt sie einem durch die eingewanderten Gothen verdrängten Volke, welches er die Quenen nennt, zu; die Gothen hätten von diesen das Alphabet erhalten, es weiter durch Hinzufügung der fulcra ausgebildet, wodurch dann die gemeinen Runen entstanden wären. Indessen sind das lauter und zumal sehr unwahrscheinliche Vermuthungen.

---

daß der Stab fehle und nur der Nebenstrich vorhanden sey.

**) Siehe Schlötzers Nordische Geschichte S. 437.

II. Weissagung aus Baumzweigen.

Tacitus beschreibt (Germania X.) auf welche Art die Deutschen die Weissagungskunst ausübten: sortium consuetudo simplex. virgam, frugiferae arbori decisam, in surculos amputant, eosque, notis quibusdam discretos, super candidam vestem temere ac fortuitu spargunt: mox si publice consuletur, sacerdos civitatis; sin privatim, ipse paterfamilias, precatus Deos coelumque suspiciens, ter singulos tollit, sublatos secundum impressam ante notam interpretatur. Es scheint, daß jedem Zweige vorher ein Zeichen eingedrückt wurde, die einzelnen aber nach der durch das Ausstreuen zufällig entstandenen Lage herausgewählt und die darauf befindlichen Zeichen von dem Priester als zusammenhängend betrachtet und erklärt wurden. Nach einer merkwürdigen Stelle der alten Edda hat

wahrscheinlich im Norden derselbe Gebrauch geherrscht. In der Hymisquida heißt es gleich im Eingang:

Valtivar — hristo teina ok á hlaut sá.

d. h. die Götter schüttelten (warfen) die Zweige und besahen das geweihte Blut (sanguinem sortilegum). Nämlich die einem höhern, über ihrer Macht stehenden Schicksal unterworfenen Götter wollen die Zukunft erforschen: zwei Arten der Weissagung werden genannt, deren sie sich bedienen. Erst werfen sie die Zweige des (fruchtbringenden) Baums und achten auf die Lage, in der sie niederfallen; dann beschauen sie das strömende Blut des Opferthiers, weshalb auch kurz vorher im Liede gesagt wird, sie hätten Thiere gejagt. Der Gebrauch dabei war aber folgender: das Opferthier ward bei dem Opferbecken, das hlautbolli hieß, getödtet und sein Blut mußte hineinsprützen: aus der Bewegung dessel-

ben erkannte man nun die Zukunft. Strabo (L. VII.) beschreibt die ohne Zweifel verwandte Sitte der Cimbern: Vates canae (Vaulvur, Velleden) tödteten die gefangenen Feinde über einem Kessel und weissagten aus dem herabtropfenden Blute. Es liegt die Idee zu Grund, daß in der lebendigen und zitternden Bewegung des niederfallenden Zweiges, oder des herabströmenden Blutes, weil sie frei von aller menschlichen Einwirkung ist, der göttliche Wille thätig seyn und sich offenbaren müsse.

Wir finden die Weissagung aus Baumzweigen weit verbreitet und vorzugsweise dabei die Zweige des Weidenbaums gebraucht. Unter der vielfachen μαντικὴ der Griechen ist die ῥαβδομαντεία bekannt. Dünne Stäbe oder Pfeile, mit Zeichen versehen, fielen aus einem Köcher oder Becher auf die Erde. Je nachdem sie sich aufwärts richteten oder auf eine

gewisse Stelle fielen, weissagte man über den Ausgang der vorgelegten Sache. Auch werden die κλῆροι, sortes, von κλάω, ich breche kleine Zweige ab, schicklich hergeleitet. Bei den Skythen war diese Weissagung, nach Herodot, als eine altherkömmliche bekannt. Sie brachten nämlich große Bündel Weidenstäbe herbei, warfen sie auf die Erde, lösten sie, legten die einzelnen Stäbe zurecht und weissagten daraus, und während sie das thaten, wickelten sie die Stäbe wieder zusammen *). Ammianus Marcellinus erzählt von den Alanen ähnliches. Lib. 31. c. 2. Futura miro praesagiunt modo: nam

*) L. IV. c. 67. ed. Schweigh. Μάντιες δὲ Σκυθέων εἰσὶ πολλοὶ, οἳ μαντεύονται ῥάβδοισι ἰτεΐνῃσι πολλῇσι ὧδε. ἐπεὰν φακέλους ῥάβδων μεγάλους ἐνείκωνται, θέντες χαμαὶ, διεξελίσσουσι αὐτούς· καὶ ἐπὶ μίαν ἑκάστην ῥάβδον τιθέντες, θεσπίζουσι· ἅμα τε λέγοντες ταῦτα, συνειλέουσι τὰς ῥάβδους ὀπίσω καὶ αὖτις κατὰ μίαν συντιθεῖσι. αὕτη μέν σφι ἡ μαντικὴ πατρωΐη ἐστί.

rectiores virgas vimineas *) colligentes, easque cum incantamentis quibusdam secretis praestituto tempore discernentes, aperte quid portenditur norunt. Auch das concilium autisiodorense vom Jahr 578. scheint auf die ῥαβδομαντεία hinzudeuten, c. 3. non licet ad sortilegos vel ad auguria respicere; nec ad sortes, quas sanctorum vocant, vel quas de ligno aut de pane faciunt, adspicere. Mit der größten Wahrscheinlichkeit aber läßt sich behaupten, daß Beda (hist. eccl. V. 11.) sie den Sachsen zuschreibe: non enim habent regem iidem antiqui Saxones, sed satrapas plurimos suae genti praepositos, qui ingruente belli articulo mittunt aequaliter sortes, et quemcunque sors ostenderit, hunc tempore belli du-

*) Die Lesart der Lindenbrogischen Ausgabe: rectiores virgas feminae colligentes verdient sichtbar nachgesetzt zu werden.

cem omnes sequuntur et huic obtemperant. Alfred in der Paraphrase übersetzt mittunt sortes: "hluton hi mid tânum" und sors ostenderit: "se tân ätywde." Tân heißt aber im angelsächsischen erst allgemein, Zweig, ramus, (Ulf. tains, altnord. teinn, altdeutsch, zein*), plattd. teen), dann ein Weidenzweig und steht wie hier für die sortitio per vimina selbst. Aus dem Gesetz der Friesen Tit. 14. de homine in turba occiso (bei Georgisch p. 422.) ergibt sich bei diesem Volk ein ähnlicher Gebrauch. Wenn jemand bei einem Auflauf getödtet wurde und der Thäter war der Menge wegen nicht auszumitteln, so sollten zwölfe des Mords angeklagt werden, die dann

*) In der goldnen Schmiede des Conrad von Würzburg v. 798. ist "ein slehter (gerader), wunneklicher zein, an dem kein hufel wirt ersehen" ein Bild von dem reinen Lobe der Jungfrau Maria.

ihre Unschuld beschwören mußten. Tunc ducendi sunt ad basilicam et sortes super altare mittendae, vel si iuxta ecclesiam fieri non potuerit, super reliquias sanctorum. Duo tali, de virga praecisi, quos tenos vocant, quorum unus signo crucis dignoscatur, alius purus dimittitur, et lana munda obvoluti, super altare seu reliquias mittuntur et presbyter si adfuerit, vel si presbyter deest, puer quilibet innocens, unum de ipsis sortibus de altari tollere debet, et interim Deus exorandus, si illi septem, qui de homicidio commisso iuraverunt, verum iurassent, evidenti signo ostendat. Si illum, qui cruce signatus est, sustulerit, innocentes erunt, qui iuraverunt; si vero alterum sustulit, tunc unusquisque illorum septem faciat suam sortem, id est tenum de virga, et signet signo suo, ut eum tam ille, quam cae-

teri, qui circumstant, cognoscere possint, et obvolvantur lana munda et altari seu reliquiis imponantur, et presbyter si adfuerit, si vero non, ut superius, puer innocens unumquemque illorum singillatim de altari tollat et ei, qui suam sortem esse cognoverit, rogat. Cuius sortem extremam esse contigerit, ille homicidii compositionem persolvere cogatur, caeteris, quorum sortes prius levatae sunt, absolutis. — Talus ist hier nicht ein Würfel, sondern ein Zweig, θαλός, in welcher Bedeutung es noch mehr vorkommt; tenus aber nichts anders, als das vorhin erläuterte tân, zein. Siccama (notae in LL. Frision. p. 109.) bemerkt zu dieser Stelle, tien heiße noch jetzt die Weide, die man zum Korbflechten brauche. — Von den Bewohnern der Insel Rügen berichtet Saxo Grammaticus (Lib. XIV. p. 321. ed. Steph.) folgendes: nec

sortium eis usus ignotus extitit. Siquidem tribus ligni particulis, parte altera albis, altera nigris, in gremium sortium loco coniectis, candidis prospera furvis adversa signabant. — Die alte Livländische Reimchronik (herausgegeben von Lib. Bergmann. Riga 1817.) enthält Nachricht von der bei den Kuren (Kurländern) üblichen Sitte. Als sie im Anfang des 13ten Jahrhunderts den christlichen Brüdern in Livland zu Hülfe kamen, warfen sie zuvor, ohne Zweifel nach altheidnischem, neben dem Christenthum fortdauernden Gebrauche, die Zweige. Darum heißt es (S. 41 b):

in was der spân gevallen wol,
des waren si alle sturmes vol.

und ein andermal, als wieder ein Zug gegen die Heiden vor war (S. 95 b):

si waren al gemeine frô
unt ir muot der stunt alsô,
daz ez in solde wol ergân:
in viel vil dicke wol ir spân,

ir vogel in vil wol sanc;
so prûveten si, daz in gelanc.

Ferner von den Samaiten (Samländern), die, noch Heiden, von ihren Königen zu einem Krieg gegen die Christen versammelt waren (S. 56[a]):

ir blutekirl der warf ze hant
sîn lôs, nach ir alten site;
ze hant er blutete alles mite
ein queck, als er wol wiste.

Darauf verkündigt er ihnen "liep unde leit," doch zuletzt den Sieg. Die Stelle entspricht ganz der oben angeführten eddischen aus der Hymisquida. Erst wurden von dem Opferpriester (blutekirl) die Zweige geworfen, dann das Thier (queck) geopfert, um aus seinem tröpfelnden Blut zu weissagen (bluten ist hier das nordische blóta, opfern,). — Von den heutigen Afghanen bemerkt Elphinstone (Reise nach Kabul, bei Bertuch I. 349.), daß sie unter verschiedenen Arten der Wahrsagung auch folgende, der griechischen

sehr ähnliche, ausübten. Sie schütten nämlich aufs geradewohl Pfeile aus und weissagen dann aus der zufälligen Lage derselben. — Etwas ähnliches hat sich unter uns erhalten, nach Heigelins Briefen über Graubünden (S. 191.) wurden bei der Wahl des Podesta zwei Haselstäbchen als Sortes gebraucht. Sie wurden von zwei Notarien aus einem Hut geworfen und der gewählt, dessen gezeichnetes Stäbchen in einen mit Kreide beschriebenen Kreis fiel. Dies erinnert wieder an eine noch übliche Sitte, die unter dem Namen "kurz oder lang ziehen" überall bekannt ist: nämlich bei zweifelhaften Dingen werden zwei kleine, ungleiche Zweige oder Halmen verdeckt und eins davon hervorgezogen. Die Minnesänger gedenken gleichfalls dieses Spiels und zwar so, daß es scheint, man habe die Knoten an dem Halm als Zeichen betrachtet und darnach entschieden *).

*) S. Hausmärchen II. S. XXVIII. XXIX.

Noch ist hier eine Etymologie anzuführen. Frisch nämlich bemerkt den im Holländischen, im Niedersächsischen und Brandenburgischen zumeist bekannten, doch auch bis in den Rheingau sich ziehenden Ausdruck Kavel und kaveln für Los und losen. Er hält ihn zwar für gleich mit Kugel, weil er glaubt, man habe mit Kugeln gelost, aber diese Ableitung ist sichtbar falsch, dagegen eine andere vollkommen statthaft, welche das Wort mit dem nordischen kéfli, Stab, in Verbindung bringt, so daß wir auch hier auf eine ῥαβδομαντεία zurückgeleitet würden *).

Hierzu kommt einiges ungewisse. Es scheint nämlich, die altwallisischen

*) Was Schütze holst. Idiot. v. Lottem (III. 51.) aus Neocorus Ditm. Chronik von den alten Ditmarsen bemerkt, ist ohne Zweifel aus dem Tacitus geborgt; man hat die allgemeine Nachricht auf das einzelne Volk bezogen, wie dies so häufig geschehen ist.

Barden gebrauchten, nach den Stellen, die Davies (celtic researches p. 248–268.) anführt, verschiedene Baumzweige als Symbole oder Hieroglyphen. Davies geht noch weiter und leitet das (daselbst S. 272. abgebildete,) wiederum den Runen ähnliche Alphabet der spätern Barden aus jenen symbolischen Zweigen und glaubt, die Figuren desselben stellten nichts vor, als: the tops of certain trees and plants. Merkwürdig bleibt immer, daß der wallisische Name von Buchstab, Coelbren, wörtlich gleichfalls Zeichenstab heißt. Auch Robert (the cambrian popular antiquities c. 38.) behauptet, die Druiden hätten aus Holz, besonders von den Zweigen der Mistel eine Art sortes gebildet, welche durch ihre Gestalt leicht alle Zeichen des altwallisischen Alphabets hätten vorstellen können; auf welchen Schluß der Name desselben Coelbren y Beirdd, d. h. Holz des Glaubens, leite. Art und Weise dabei ist aber

nicht mehr klar; einzelne Buchstaben bezeichneten wahrscheinlich die ganze Antwort z. B. A glückliches Leben, B Friede des Volks, C Tod des Fragenden, u. s. w. — In dem geheimen Alphabet der irischen Druiden (in Vallancey's Grammatik) hat jeder Buchstab den Namen von einem Baum, so ist z. B. S Weißdorn, C Haselbaum. In den nordischen und angelsächsischen Runen ist bekanntlich B Birke genannt, in den angelsächsischen TH Dorn. — Davies kommt auch in einem andern Werk (Mythology and rites of the british Druids) auf die obige Behauptung zurück, und führt unter andern zur Bestätigung eine Stelle aus dem Tristrem des Thomas of Erceldoune (p. 453.) an. Dieses Gedicht ist zwar im 13ten Jahrh. in altenglischer Sprache geschrieben, beruht aber ohne Zweifel auf altwallisischen oder altbrittischen Ueberlieferungen. Die Stelle befindet sich in dem 2ten Gesang Str. 84.

(in der 3ten Aufl. der W. Scottischen Ausgabe S. 119.). Tristrem will der Ysonde seine Nähe kund thun und sie zu sich einladen; ein Wasser fließt zu ihr hin:

bi water he sent adoun
light linden spon,
he wrot hem al with roun.

Der dünne Linden-Span soll nun ein Buchstabenzweig gewesen seyn, ein Coelbren, surculus des Tacitus. Auf jeden Fall ist die Stelle merkwürdig, es ist darin von Runen, höchstwahrscheinlich von einem rúna-kéfli, dessen vorhin gedacht wurde, die Rede. Das Gedicht des Thomas liegt zwar der Quelle am nächsten, doch verdienen die andern nicht aus dieser abzuleitenden Recensionen der Sage immer Berücksichtigung. In dem Fragment eines altfranzös. Gedichts, wovon in der Scottischen Ausgabe des Thomas sich eine Uebersetzung befindet, wird gesagt (p. 226), Tristrem habe, unter einem Dorne sitzend, Holzspäne geschnitten,

und sie, als das den Liebenden wohlbekannte Zeichen, auf dem Wasser bis zu ihrem Fenster hintreiben lassen. Dieser allgemeinere Ausdruck gestattet gleichwohl die Vermuthung, daß Tristrem mit den Spänen, indem nämlich ein Stäbchen gerad, das andere queer darüber gelegt ward, den Anfangsbuchstab seines Namens habe bilden wollen. Nach dem altdeutschen Gedicht des Gottfried von Straßburg wurden die Anfangsbuchstaben beider vereinigt auf die Späne eines Oehlbaums geschnitten, ein halbes T und ein halbes I (V. 14292. 93.). Das würde ein gleiches Kreuz gebildet haben, allein genauer scheint sich das Gedicht des Eilhart von Hobergen (nach der Dresd. Hs. V. 2781.) auszudrücken, das es "ein kriuze von funf orten" nennt, von fünf Ecken, nämlich statt des I ein Y, womit Ysalde geschrieben wird. Es kam zwischen ankündigendem Laub zu ihr hingeschwommen, die Figur desselben, Ӿ, mag

doch ursprünglich eine symbolische Bedeutung gehabt haben. In der Prosa (Cap. 23.) ist es ein Span mit gemahltem Kreuz auf drei Lindenblättern. — In dem Lay du Chevrefeuille der Marie de France, (Roquefort I. 392.) wird, wie in spätern Bearbeitungen zu geschehen pflegt, die Sache aufs deutlichste auseinander gesetzt und überladen. Tristran schneidet ein Haselstäbchen ab, schneidet es viereckig, theilt es und schreibt mit dem Messer seinen Namen darauf.

Es ist noch ein dunkeler Ausdruck in der Stelle des Tacitus übrig, welcher jetzt erst durch Vergleichungen einiges Licht erhalten kann. Worin nämlich bestanden jene notae, die vorher eingedrückt und wodurch die Zweige unterschieden wurden? Denkt man sich darunter schon wirkliche, auf Zweige geschnittene Runen, so erhält die ganze Stelle eine noch größere Bedeutung, denn wir fänden ein neues Zeugniß von dem Daseyn wirklicher Buch-

staben. Auf jeden Fall ist damit zusammen zu halten, was so eben von dem mit Runen bezeichneten Lindenspan in dem Gedicht vom Tristan vorkam. Nordische Runen auf Baumrinde sind schon oben angeführt, allein die alte Edda (II. 198.) kennt auch lim-rúnar, von welchen es ausdrücklich heißt, daß sie auf die Rinde der gen Osten geneigten Aeste geschnitten wurden; freilich nach dieser Stelle blos zum Gebrauch der Heilkunst. Bei Ammian heißt es: cum incantamentis quibusdam secretis virgas discernere, wiederum dunkel, denn diese incantamenta können durch hergesagte Zaubersprüche so wohl, als durch eingeschnittene Zauberrunen erklärt werden. Bei den christlichen Friesen werden die Stäbe durch ein Kreuz unterschieden, doch ist dies bekanntlich auch ein heidnisches Zeichen und könnte wohl ursprünglich eine Rune gewesen seyn. Bei den Bewohnern von Rügen sind die

Stäbe nur allgemein als gute oder böse durch schwarz und weiß unterschieden.

Nimmt man die notae auf den Zweigen schon für wirkliche Buchstaben, so geräth man auf die weitere Vermuthung, der Name der auf dem herausgehobenen Zweig sich befindlichen Rune habe die gesuchte Antwort oder Entscheidung gegeben. Ich kann nämlich nicht glauben, daß diese Namen durch irgend einen Zufall den Runen beigelegt wurden, und ihre Bedeutung daher ohne Beziehung oder ganz gleichgültig sey, wie Zoega etwa die Namen der griechischen Buchstaben, deren Entstehung man nicht kennt, für einen Schulmeisterscherz ansah. Sie bezeichnen ja sämmtlich die nächste Umgebung jener Zeit, das wünschenswerthe oder unheilbringende z. B. Fruchtbarkeit des Jahres oder Hagelschlag, Sonne oder Eis; Bogen: glückliche Jagd; Meer: Seefahrt. Auf einen solchen Gebrauch

scheinen auch einige Stellen der Edda zu weisen. In Skirnisför Str. 36. heißt es:

Thurs rist ec thér oc thria stafi:
ergi oc åthi oc óthola.
Ein TH schneid ich dir und drei Stäbe:
Ohnmacht, Wuth und Unruh.

Und in dem oben S. 246 abgedruckten Gedicht über die Bedeutung der Runen-Namen, wird etwas ähnliches gesagt:

Thurs veldur qvenna qvillju.
TH macht den Weibern Angst.

Der Riese oder Jote nämlich erregt den Frauen Furcht und Angst, wenn sie ihn erblicken. In dem zweiten Gudrunenlied Str. 32. werden Zauberstäbe beschrieben, die auf ein Horn geschnitten waren, und diese scheinen gleichfalls die Gestalt der Runen gehabt zu haben. Die lange Schlange (lyngfiskr långr), die dort genannt wird, scheint ein S, also die Sonne; die ungeschnittene Aehre (ax óskorit) das F also Geld anzuden-

ten. Vgl. Thorlacius, antiquitt. boreal. IV. 80-82. — In Sigurdrifumál Str. 9. wird die Lehre gegeben, daß wer von einer Frau, der er vertraue, nicht wolle hintergangen seyn, die Rune N (naud, necessitas, daher vinculum, das Bindende) auf den Nagel zeichnen müsse *).

*) Noch theile ich eine Auslegung unseres Alphabets aus dem Mittelalter, die sich in einer Wiener Handschrift des 12ten Jahrh. (auf dem letzten Blatt mit ganz erloschener Schrift Cod. univ. 633. Denis, der aber davon gar nichts erwähnt, beschreibt ihn II. 1781-90.) findet, mit, weil sich darin alte Ueberlieferung, wenn auch nur theilweise, könnte erhalten haben.

A bezeichnet gewalt oder lip. B gewalt oder urliuge. C unde D trûbsal unt tôt. E unde F edelen bluot. G mannes val oder wibes val oder reinen muot. I guoten lip. K wipliche freude. L êre M michel sêre. N du gesiches, daz dir liep ist. O gewalt oder dinen lip. P allen

Wenden wir uns wieder zurück und werfen wir einen Blick auf die Verbreitung, in welcher wir die Rhabdomantie gefunden und auf die Uebereinstimmung in der eigenthümlichen Ausübung derselben, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß wir darin eine uralte Sitte anerkennen müssen, die jener bei der Todtenbestattung und Errichtung der Grabhügel an die Seite kann gesetzt werden. Beider Ursprung scheint in eine, aller

... Q gewahrheit (Gefängniß?) dines libes. R geleideten oder gewundeten man. S trog .. lines muotes. T tôt oder verlust V tôt X .... von dinen friunden Y daz dir liep ist Z daz komet dir.

II fehlt. A und O haben gleiche Bedeutung, "gewalt oder lip" erkläre ich mir: Gewalt oder: es geht dir an dein Leben, Gefängniß oder Tod; übrigens sind die ursprünglich, wie es scheint, in Reime gebrachten Aussprüche schon zu allgemein und sagen, gleichsam nur weiß und schwarz, nichts als "liep oder leit" aus.

unserer Geschichte vorangehende, Zeit zu fallen, wo die verschiedenen Völker, bei denen wir sie in Fortdauer erblickten, noch in naher Gemeinschaft zusammenlebten. Auch Ritter (Erdkunde II. 907.) glaubt, daß die Rhabdomantie schon in vorherodotischer Zeit auf der großen nordischen Furth nach Asia minor, an den Pontus zu den skythischen und thrakischen Völkern gekommen sey und von da weiter sich ausgebreitet habe.

Es ist noch eine Schlußbemerkung übrig, die diese Abhandlung mit der vorhergehenden in Zusammenhang bringt. Schon im ersten Band der Altdeutschen Wälder vom J. 1813. S. 143. war die hier besprochene Stelle des Tacitus in Beziehung auf eine dort näher entwickelte Idee angeführt, wornach ein Einfluß der Pflanzen auf den Ursprung der Schrift vermuthet wurde, und Schreiben so viel bedeutete als Schneiden und Einfügen der

Aeste. In diesem Sinne könnte man jene Charaktere auf den Grabhügelsteinen betrachten als zerschnittene, neben und über einander geworfene, gerade und gekrümmte Baumzweige, die, indem man dem vorbildenden Zufall folgte, bald tiefer bald flacher in den Stein eingegraben wurden. Zeichen wären es dann aber gewesen, schwerlich Buchstaben, und dunkel bleibt es in jedem Fall, auf welche Weise die zerstreuten gedeutet wurden. Auf den mit Runen bezeichneten slavischen Götzenbildern zeigt sich ein paarmal etwas ähnliches *): die Zeichen sind wild unter einander geworfen und bedecken den ganzen Raum, so daß eine gewisse Aehnlichkeit mit unsern Steinen hervorkommt. Man hat darin Zaubercharaktere vermuthet, denn unverständlich sind diese Runen ohnehin; auch wird man an die verwil-

---

*) Bei J. Potocki Taf. 6. und 13.

derten, unlesbaren, nordischen Runen erinnert, von welchen die Edda spricht.

Neben dieser leichten Vermuthung dürfte man eine andere über die Bedeutung jener Zeichen wagen. Sie könnten Zaubersprüche oder Zauberformeln enthalten haben, auf Steine gehauen, die neben die Asche des Verstorbenen gesetzt wurden. Man glaubte ohnehin an böse Erdgeister, welche seine Ruhe stören könnten, und, um sie abzuhalten, wurden die simulacra armorum mit ins Grab gelegt, die in jener sächsischen Leichenkiste sogar neben den Zeichen eingegraben waren.

III. Altes Denkmal aus christlicher Zeit.

Bei Gelegenheit des Dorowschen Werks über Grabhügel bemerkte ein Recensent in der Hall. Litteratur-Zeitung 1820. Nr. 114, daß man Mainz gegenüber, zu Cassel, einen gegenwärtig in dem Museum jener Stadt aufbewahrten Stein gefunden habe, auf welchem Züge vorkämen, die mit Runen Aehnlichkeit hätten, und um so mehr Aufmerksamkeit verdienten, da sie vielleicht den Uebergang zur Runenschrift deutlich machen könnten; vermuthlich sey er aus der Merowingischen Zeit. Auf diese Nachricht wendete ich mich an Hn. Hofr. Dorow und erhielt durch dessen Güte eine genaue und saubere Abzeichnung jenes Steins *), welche Taf. XI. in Kupfer gestochen ist. Unter

*) Nr. 59 in der städtischen Antikensammlung von Mainz.

welchen Umständen er gefunden oder ausgegraben ist, weiß ich nicht.

Auf den ersten Blick ergibt sich, daß hier von Runen nicht die Rede seyn kann, keins der vorkommenden Zeichen hat eine andere, als eine allgemeine und ungefähre, daher unerhebliche Uebereinstimmung mit einer Rune. Merkwürdig jedoch bleibt dieses Denkmal immer und der Enträthselung werth. Betrachtet man die durch Linien eingefaßte, herumlaufende Schrift, so scheint darin eine beständige Wiederholung derselben Zeichen vorzukommen. Erst ein Chrismon, dann ein I und V; selbst das N, das ein paarmal vorzukommen scheint, halte ich blos für ein zusammengezogenes IV. Dafür ergibt sich eine leichte Deutung: X Christus, IU Jesus. Aehnliche Siglen und Abbreviaturen XP, XS, IHU aus früher Zeit sind bekannt und bei Walther (lex. diplom.) in ihrer Mannigfaltigkeit nach-

zusehen. Nur rechter Hand die Zeichen ıɔc machen eine Ausnahme, es scheint nichts natürlicher, als darin die Jahrszahl ᴅc zu erblicken, wornach wir freilich mit diesem Denkmal in die Zeit der Merowinger kämen. Die innen stehenden von der Umschrift eingefaßten Zeichen können kaum eine zusammenhangende Schrift enthalten. Das Hauptzeichen ist das Kreuz mit dem zwischengelegten I, wodurch ein Stern von acht Strahlen entsteht, der sich wieder in ein XI auflösen läßt, welche Siglen unten linker Hand abermals daneben stehen. Das mit einem dritten Haken ausgestattete F und das Dreieck mit dem Kreuz in der Mitte könnte ein Symbol der Dreieinigkeit seyn. Nur so viel scheint mir sicher, daß es ein Denkmal aus christlicher Zeit ist, und die darauf befindlichen Buchstaben dem lateinischen Alphabet zugehören.

Zusätze.

Seite 45. Ich habe mich absichtlich einer Vergleichung des gothischen Alphabets mit andern zu demselben Geschlecht gehörigen enthalten, da, um jene allgemeinere Aehnlichkeit zu würdigen, ein anderer Gesichtspunct für die Untersuchung müßte angenommen werden. Ebendarum aber kann ich ein überraschendes Zusammentreffen nicht unberührt lassen. Bayer hat eine Inschrift, die auf einer den heidnischen Preußen von den Kreuzrittern abgenommenen Fahne entdeckt wurde, bekannt gemacht, Thunmann aber (Untersuchungen über die Geschichte einiger

nord. Völker. S. 224 - 48) hat sie gelesen und erklärt. Diese Schrift hat nicht nur im Ganzen viel ähnliches mit der gothischen und runischen, sondern sehr merkwürdiger Weise finden sich darin in völliger Uebereinstimmung die hier vor allen wichtigen gothischen und runischen Buchstaben ûr und ôthil, jener ist der 3te, dieser der 15te der Inschrift. Der ôthilrune gegenüber ist auch das einfache und runde O (der 5te Buchstab) vorhanden. Selbst das TH (Buchst. 19 und 26.) hat in seiner Gestalt Aehnlichkeit mit dem gothischen. Es bestätigt sich damit aufs neue die Unabhängigkeit des gothischen Alphabets von dem griechischen,

so wie die nähere Verwandtschaft der Gothen mit den Völkern, die über ihnen nach Norden zu ihre Sitze hatten, woher sie ja selbst nach alter Sage südlich sollen herabgezogen seyn.

Seite 95. Ueber die Bedeutung von ear wird unten S. 244. 245. ausführlicher geredet.

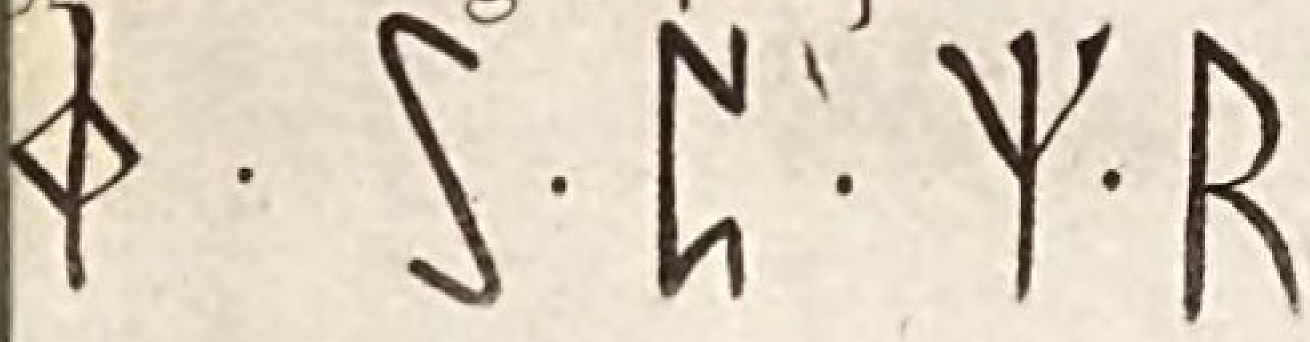
— 97. Ich kehre zu der einfachen Ansicht zurück, daß durch die Rune stân nichts als ein ST soll bezeichnet werden.

Druckfehler.

S. 60. Z. 6 von unten statt 240. l. 260.
— 74. — — — — — diu l. die
— 78. — 1 — — — nâmen l. namen
— — Z. 4 — — — I. 72ᵇ l. 172ᵇ
— 86. Z. 13 von oben — sie Runen l. diese Runen
— 92. Z. 2 von unten — chon l. chôn
— 97. Z. 7 von oben — stan l. stân
— 110. — — — — lies: nach den beiden Alphabeten kommt
— 122. Z. 8 — — statt wen l. wên

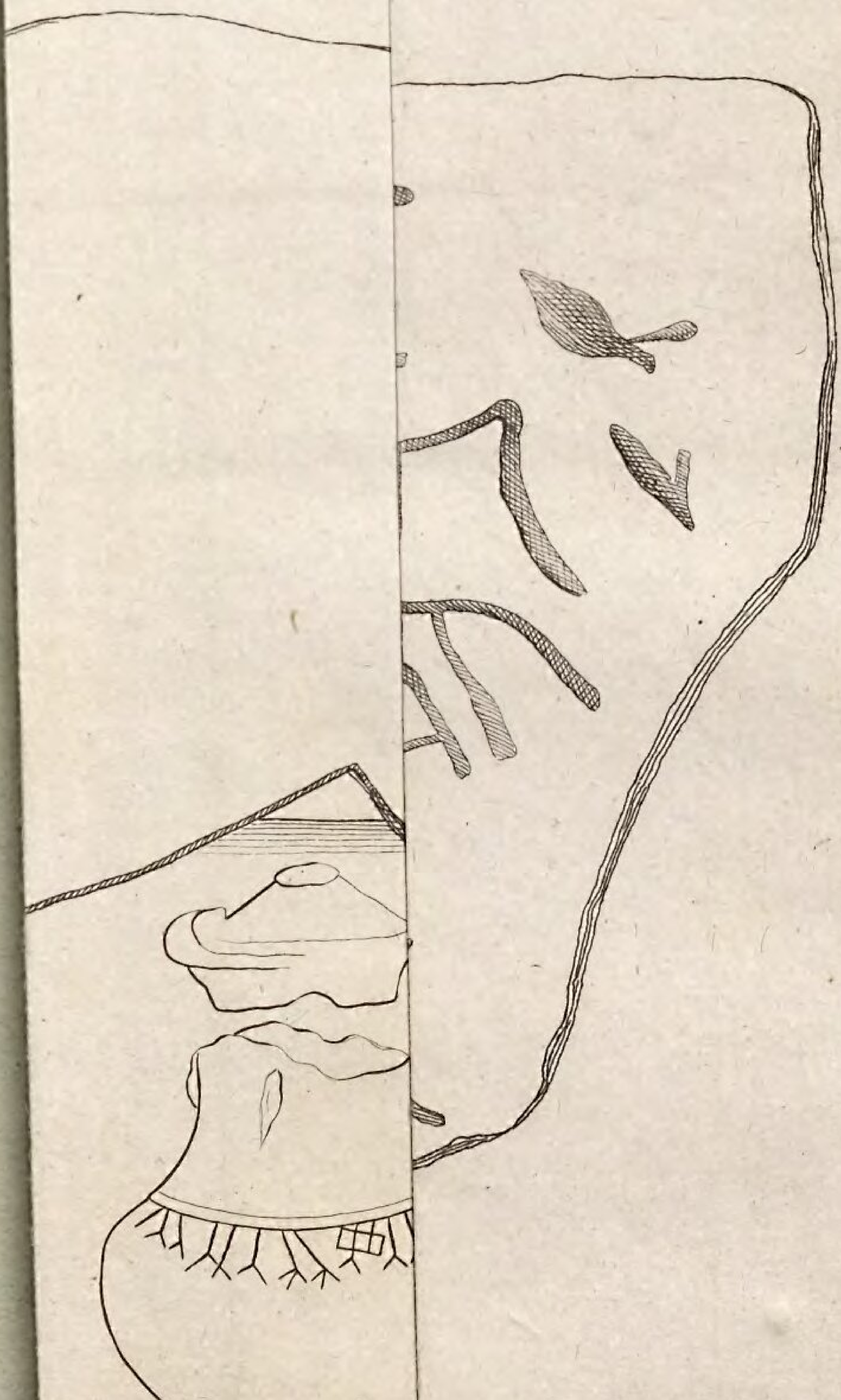
TAB. III.

a
geor ſigel peorð

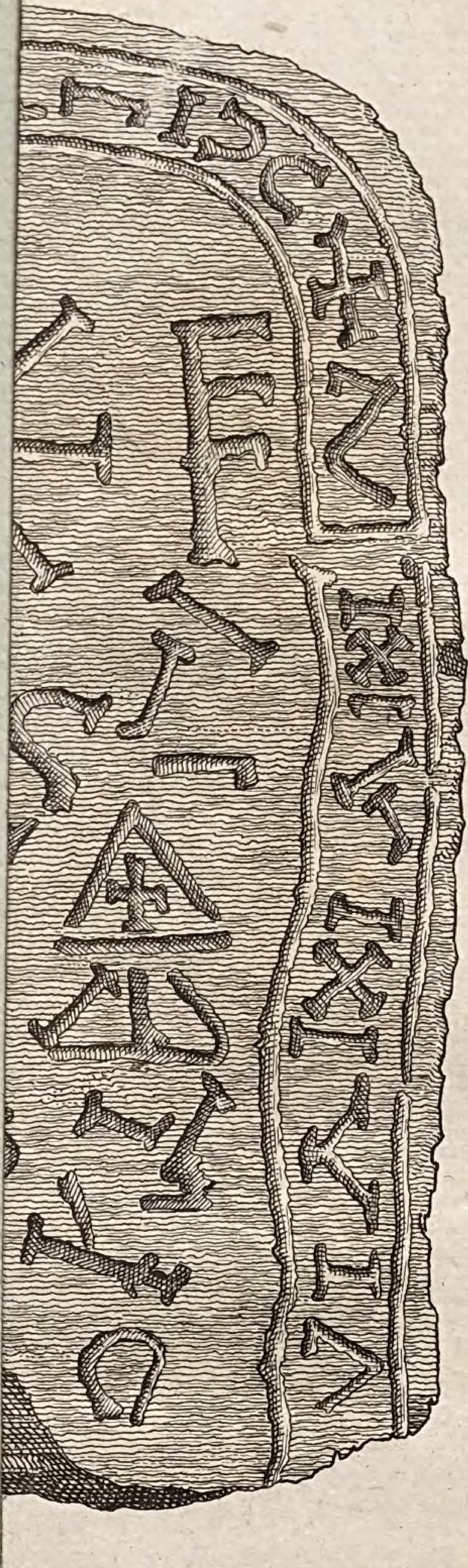


TAB.V.

TAB. IX.



TAB. XI.



Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grimm, Wilhelm,

Ueber deutsche Runen

Göttingen 1821

Coburg, Landesbibliothek -- D IV 4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941697-3